

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XIV. JAHRGANG 1937

1.

HEFT / JANUAR

Völker suchen Raum

Karl Haushofer: Mitteleuropa und die Welt

Zeck: In den Niederlanden wächst ein Staat

v. Lilienfeld: „CCC.“-Arbeitslager in USA.

R. S.: Japanische Agrarfragen

Domaniewsky: Japanische Einwanderung in Brasilien

Pearl: Krieg und Übervölkerung

**unserer Arbeit — Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan? — Umsiedlungen
auf dem Balkan — Chinesisches Staatsdenken**

Pauser: Die Alpenstellung der Römer I

Wunderlich: Neue geopolitische Karten und Atlanten

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von
DR. KARL HAUSHOFER

Präsident der Deutschen Akademie,
Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480 444

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinkel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36
Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

X I V. J A H R G A N G / H E F T 1 / J A N U A R 1 9 3 7

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

<i>K. Haushofer: Mitteleuropa und die Welt</i>	1
<i>H. F. Zeck: In den Niederlanden wächst ein Staat</i>	4
<i>G. von Lilienfeld: „CCC“-Arbeitslager in den Vereinigten Staaten</i>	13
<i>R. S.: Japanische Agrarfragen I</i>	18
<i>Z. Domaniewsky: Japanische Einwanderung in Brasilien</i>	25
<i>R. Pearl: Krieg und Übervölkerung</i>	31

BERICHTE

<i>A. Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt</i>	39
<i>K. Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum</i>	43

<i>SPÄNE der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik</i>	50
---	----

UNTERSUCHUNG

<i>F. Pauser: Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart I</i>	56
---	----

SCHRIFTTUM

<i>F. Wunderlich: Neue geopolitische Karten und Atlanten</i>	62
<i>G. Fuhrmann: Farbige und Weiß</i>	65
<i>R. von Schumacher: Büchertafel</i>	66

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—

Österreich und das Ausland (ohne die Schweiz): Vierteljahr RM 4.20, bei Zahlung in fremder Währung.
Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM —.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postscheckkonten: Kurt Vowinkel Verlag G.m.b.H./LUDWIGSHAFEN 12461/WIEN 559 18/PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Zbigniew Domaniewsky, Berlin W 50, Neue Ansbacher Str. 9 — Gustav Fuhrmann (AfG), Heidelberg, Plöck 56 a — Dr. Albrecht Haushofer (AfG), Leiter des geopolitischen Seminars an der Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl Haushofer (AfG), Gen.-Major a. D., o. Professor an der Universität, Präsident der Deutschen Akademie, München O 27, Kolberger Str. 18 — Georg von Lilienfeld, Gauting b. München, Karlstr. 14 — Franz Pauser: Anschrift durch den Verlag — Professor Raymond Pearl, Baltimore USA., John-Hopkins-University — R. S.: Anschrift durch den Verlag — Rupert von Schumacher (AfG), Berlin-Lankwitz, Melanchthonstr. 8 a. Professor Dr. F. Wunderlich, Stuttgart, Deutsches Auslands-Institut — Dr. H. F. Zeck (AfG), Köln-Marienburg, von Grootestr. 37

Die Bezeichnung (AfG) hinter dem Namen bezeichnet die Mitgliedschaft des Verfassers in der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik.

KURT VOWINKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

Wir fassen in diesem Heft Beiträge zusammen, die das Ringen einzelner Völker mit ihrem Raum und um ihren Boden zeigen. An die Spitze stellt der Herausgeber knapp gedrängt einen Überblick über den raumengstlichen Teil des Erdballs: Mitteleuropa und seine Stellung in der Welt. Eine kleine Kartenfolge zeigt deutlich, wie sich der Begriff Mitteleuropa gestaltet hat und wie er zu politischen Zwecken mißbraucht wird.

Es berührt den eigentlichen Kampf der Niederlande mit ihrem teils weisse unter dem Meerespiegel liegenden Land, dem sie trotz aller Schwierigkeiten und mit großem Aufwand die Lebensmöglichkeit für ein ansehnliches und reiches Volk abtrogen.

Von Lilienfeld gibt einen Überblick über den Arbeitsdienst in den USA. Aus einem ganz anderen Geist geboren wie unser Arbeitsdienst, zeigt er auch ein völlig anderes Gesicht.

L. S., unser Mitarbeiter in Japan, setzt an zu einer umfassenden Darstellung der japanischen Agrarfrage. Damit wird der Kern des japanischen Problems berührt: der japanische Bauer ist es, der die Last der Industrialisierung und der ungeheuren Rüstung übernommen hat und heute noch tragen muß.

Die gerade aus diesem Beitrag sprechende Raumenge Japans trieb zur Auswanderung. Im Anschluß an die Beiträge, die wir darüber veröffentlichten, gibt Domaniewsky eine Darstellung der jetzigen Lage der japanischen Siedlungen in Brasilien mit einer wertvollen Karte.

Es freut uns, von dem bekannten amerikanischen Bevölkerungswissenschaftler R. Pearl einen Beitrag zu dem schwierigen und noch so unklaren Thema: Krieg und Überbevölkerung, veröffentlicht zu können, der zwar deutschen Anschauungen nicht ganz gerecht wird, aber die Frage selbst in einem neuen und, wie wir glauben, fruchtbaren Licht zeigt.

Nach den Berichten der Herausgeber und den Spanen beginnt eine geschichtliche Untersuchung: F. Pauser zeichnet die Alpenstellung der Römer und wird im weiteren Verlauf die Rückwirkung auf die Gegenwart untersuchen.

Mit der Kartenbibliographie von Professor Wunderlich, die laufend ergänzt werden wird, beginnen wir die weitere Ausgestaltung unserer Zeitschrift; sie wird im Februarheft fortgeführt werden.

Dem Heft liegt das Inhaltsverzeichnis für den II. Halbband 1936 bei

Die Schriftleitung

Inhaltsverzeichnis der Kartenbeilagen:

In diesem Heft werden veröffentlicht:	Seite
Das Mitteleuropa der Franken	3
Das Mitteleuropa der Hohenstaufen und die vier Eckpfeiler der Mitteleuropa-Vorstellung des Albertus Magnus	3
Die Ausdehnung Mitteleuropas in der Vorstellung des Briten MacKinder	3
Der französische Mitteleuropa-Begriff nach 1918	3
Das japanische Siedlungsgebiet in Brasilien	25
Infelreiche im Spinnenetz des Weltluftverkehrs	43
China-Japan-Flugnetz	44
Aufbau und Gliederung des Alpenraumes	57
Die Anmarschlinien Hannibals und die Errichtung der Römerherrschaft	59

Die Karten sind auch als Diapositive lieferbar. Anfragen an den Verlag

Aus dem Inhalt des letzten Heftes:

Kahl: Deterding
W. Borgan: Die Uraler / Rasse und Raum III
Schente: Eisenbahnen in der Mandchurei
Fischer: Erdumfassender Bericht über die Bevölkerungsentwicklung
Schilling: Seuchen und Geopolitik
Hauschofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt
Hauschofer: Bericht über den indopazifischen Raum
Platz der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik
Langen: Der Geographentag gegen kindliche Bildarten
Hauschofer: Geopolitische Schrifttumschau aus dem indopazifischen Bereich
von Schumacher: Büchertafel

1127-15

KARL HAUSHOFER:
Mitteleuropa und die Welt

Mitteleuropa und die Welt ist heute als Gegenklang unsere Daseinsfrage; uns als solche eine Selbstverständlichkeit, um deren möglichst befriedigende Lösung schließlich unser ganzes geopolitisches Gedankengut kreist, wie unsere weltpolitische Einsicht kreisen müßte.

Man sollte glauben, seit zum erstenmal eine „Idee“ von Mitteleuropa aus dem Helm voll Lose der Weltgeschichte sprang, also mindestens seit 800, hätten eben die Gedanken Mitteleuropas nicht aufgehört, seine möglichst günstige Verwirklichung im Verhältnis zur Welt anzustreben: Verkörperung!

Daran fehlt es weit! Lange, ehe Mitteleuropa sich selber fühlt, wird es von außen her als Gefahr gehant und sein Werden wird bekämpft. Julius Cäsar, Tiberius und Drusus, Marc Aurel, alle weitsichtigen Päpste, Ludwig XI., Sully und sein Henri IV., Richelieu werfen ihm Steine in den Weg; England reißt die Rheinmündungsstaaten von ihm ab; seine drei Flüsse Rhein, Donau, Weichsel, geraume Zeit ganz von ihm besessen, werden ihm angezapft; Napoleon baut es als Machtversteifung und Pufferraum seinem Europa ein: alles das geschieht, ehe Mitteleuropa selbst merkt, daß es eine Einheit ist, mindestens sein müßte, bis es den „Central-Powers“ eingebläut wird: 1914—1919; 1919— heute.

Vorher haben von Friedrich List über die Großdeutschen von 1848 und später, über Bruck, den Handelsminister von Felix Schwarzenbergs Groß-Österreich, viele Deutsche davon geträumt und damit gespielt, wie später auch Friedrich Naumann, E. Jaekkh, Hermann Oncken und einer, der eine Mitteleuropareihe von Leibniz bis Naumann konstruieren wollte.

Wenn wir ein Handbuch öffnen, tritt uns als erste brave, ernst zu nehmende Mitteleuropaschrift das „Mitteleuropa“ von Josef Partsch (1904) entgegen. Post festum haben Hassinger und Machatscheck darüber geschrieben. Lesen wir aber die ehrliche Vorrede von Partsch, so finden wir, daß es der Brite Mackinder war, der ihm seinen Mitteleuropabegriff konstruiert und dann eingeblasen hat.

Mackinder sah wirklich die Welt, wie wir sie zwar nicht fürchten, aber mit gebührendem Mißtrauen betrachten gelernt haben: er schuf den Briten ein mehr geopolitisches als geographisches Handbuch für den Hausgebrauch der Weltdupierung; und damals paßte ihm ein Mitteleuropa, das von Ostende und Genf bis Memel und Burgas „den zentralen Kern der europäischen Staatenfamilie“ umfaßte.

Das war Belgien, Holland, das Deutsche Reich und die Donaumonarchie im Vorkriegsumfang, Serbien, Rumänien und Bulgarien. Nur war es die Idee von Mackinder und nicht die von Josef Partsch. Es war ein Mitteleuropa, das sich mit dem An-

hang der belgischen, deutschen und niederländischen Kolonien wohl vor der Welt sehen lassen und ihrem Druck den gehörigen Gegendruck entgegensetzen könnte, wenn es seine natürlichen Trabanten klug um sich zu sammeln wüßte. —

Zwischen 1914 und 1919 zerbrach dieser Mitteleuropabegriff und ein unendlich viel schwächerer trat an seine Stelle, zugleich ein Spielzeug der klugen französischen Kulturpolitik der Ancel und Demangeon. Seit vielen Jahren hatten ihr die *École des sciences politiques*, die Adam und Chéradame vorgearbeitet, planmäßige Zerstörungswege gezeigt. Ihrem Spiel setzte der geopolitisch denkende Ungar Gömbösch, von Teleki klug beraten, mindestens für das Spiel mit dem Donaauraum seinen Anspruch auf das Karpathenbecken entgegen. Aber wo ist unser selbstverständliches Gegenbild gegen die *Fata Morgana* von l'Europe Centrale, das man in Paris am liebsten ohne Deutschland konstruieren möchte, das dann hilfloses Anhängsel dreier Westmächte sein sollte?

Hier tritt uns volksbetörendes Lügenpiel, Verschleierung von Raumbetrug entgegen.

Ihn zuerst muß Geopolitik in der eigenen Volksseele, dann in den fremden bekämpfen. Das ist eine Herkulesarbeit!

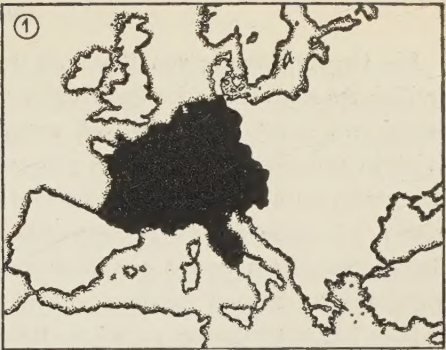
Der Macht- und Wirtschaftswelt von heute steht das Mitteleuropa von heute als der meistbetrogene Lebensraum gegenüber. Seit 1933 ist die Hypnose von ihm gewichen, von der schon der alte Tiger Clémenceau vorhersah und warnte, daß sie nicht ewig währen könne.

Dann folgte das Hinfinden zu den Schicksalsgefährten unter den Mächten der Erneuerung, die freilich jede inzwischen ihr Kaiserreich mehr sich angeeignet hatte, die eine Japan, seit 1931, die andre, Italien seit 1936. Völker ohne zureichenden Raum sind aber heute noch beide.

Und Mitteleuropa auch in seinen engeren Grenzen ist nicht, wie jene, eine staats- und volkspolitische Einheit; außerdem durchzieht es ein Blinddarm in gefährlichem Entzündungszustand, der gegen den Willen der guten Hälfte seiner Bewohner mit den Sarmaten und Rassenfremden des Ostens und der einen wenigstens der westlichen Demokratien verbündet ist. So fehlt Mitteleuropa eine seiner stärksten natürlichen Kernlandschaften, die sich in ihren kühnsten Träumen sogar anmaßt, seinen Kern ohne, ja gegen die fast 80 Millionen Deutschen Mitteleuropas bilden zu wollen.

Daß sich Frankreich zur Zerstörung Mitteleuropas mit allen Feinden Europas überhaupt verbündet, ist uns nicht neu; bald war es der Großtürke, bald der Tartar, bald der weiße, bald der rote Zar; daß auch die angelsächsische Welt dabei Gefolgschaft leistet, wird ihr als Sünde gegen das eigene Dasein noch einmal zum Bewußtsein kommen; hoffentlich nicht zu spät, ehe sie Indien an den Bolschewismus losgeworden ist und im Lande der längst nicht mehr unbegrenzten Möglichkeiten das Problem der beginnenden Raumenge am eigenen Leibe spürt.

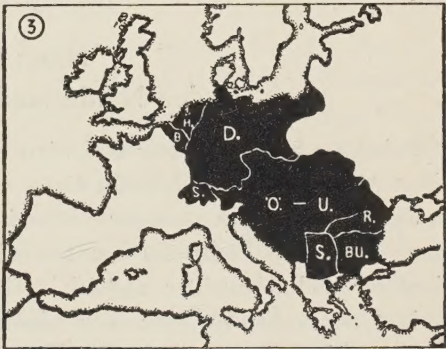
Das Mitteleuropa der Franken



Das Mitteleuropa der Hohenstaufen und die vier Eckpfeiler der Mitteleuropa-Vorstellung des Albertus Magnus



Die Ausdehnung Mitteleuropas in der Vorstellung des Briten Mackinder (1904)



Der französische Mitteleuropa-Begriff nach 1918



Die Gegenspannung von Raumnot und Menschenhunger leeren Landes tritt sich freilich am schroffsten im Pazifischen Kraftfeld gegenüber. Aber die Zeit ist längst vorbei, wo selbst ein überseeisch entmachtetes Mitteleuropa von indo-pazifischen Wirbeln unberührt blieb. Ist es vergessen, wie sich das im Osten abgeschmetterte Zarenreich nach dem Nahen Osten und gegen Mitteleuropa herumwarf? Ist es vergessen, wie seine falsche Fernostpolitik Mitteleuropa dem vereinigten Angriff der Russen, Ostasiaten und Amerikaner aussetzte, die sich bei halbwegs klugem Spiel gegenseitig in Schach gehalten hätten?

Hier hat Mitteleuropa zu seiner Rettung mit einem höheren Maß von geopolitischer Erkenntnis zu arbeiten als die Umwelt: je größer die Spannungen werden, je helllichtiger, feinhöriger muß die geopolitische Sachkenntnis der Führung sein, wenn Mitteleuropa aus der Raumenge, aus dem klippenreichen Gewässer der Heimat wieder in die Weite, in die Weltbedeutung hinaus gesteuert werden soll, die immer nur zeitweilig unser war, von grausamen Rückschlägen unterbrochen — nicht ohne unsere Schuld, weil wir oft genug in unserer Geschichte über dem Stürmen des Blutes und der Willkür des Wunschtraumes die erdhafte Warnung des Bodens übersahen!

Gerade für Mitteleuropa muß Geopolitik das Recht des Bodens wahren — und wenn es nur die an die Welt verlorenen 14½ Millionen Hektar wären.

Es geht viel Blut auf 14½ Millionen Hektar!

HANS F. ZECK:

In den Niederlanden wächst ein Staat

Ruhelos arbeitet das Meer und wirft ein- und ausatmend seine Wogen gegen das Ufer. All die feinen Sinkstoffe, die es mit sich trägt, werden abgelagert und bauen in Jahrtausenden sich zu neuer Festlandmasse auf. Aber das Meer reißt auch wieder ganze Stücke des Festlandes weg. Besonders in seinen Sturmfluten. So ist das Meer Zerstörer und Baumeister zugleich. Mehr noch als das Meer sind die Flüsse Baumeister neuen Landes, aber auch wieder nagende Zerstörer. Eine Vorstellung von der gewaltigen Bauarbeit der Flüsse geben folgende Ziffern. In jedem einzelnen Jahre lagern ab:

Waal	3,3 Milliarden kg
Rhein	0,8 „ „
Jjssel	0,5 „ „
Mündungsarme des Rheines zusammen.....	4,6 Milliarden kg
Schelde.....	1,5 „ „
Maas	1,2 „ „

Durch die ungeheure Masse der abgelagerten Stoffe haben Meer und Flüsse Sandbänke geschaffen, die allmählich verlandeten und die Wassertiefen vor der Küste flacher und flacher machten. Oft beträgt die Abdachung vor der niederländischen Küste nur 1:1000, so daß erst in 15 bis 20 km Entfernung von der Küste Wasser-

tiefen von etwa 20 m gemessen werden können. Bevor die Menschen zu arbeiten begannen, hatten die Niederlande eine Naturlandschaft, in der meilenweit fester Grund, Sandbänke, Wassertümpel, verlandete Haffs und tiefe Wasserrinnen miteinander abwechselten. Im ganzen gesehen bot diese Naturlandschaft der Kulturarbeit des Menschen allergrößte Chancen.

In Jahrtausenden sind aus den Ablagerungen von Meer und Flüssen die niederländischen Marschen aufgebaut worden, die in S-förmig geschwungener Kurve sich von den Kreidefelsen des Artois bei Sangatte (Calais) bis Jütland hinziehen. In Französisch- wie Belgisch-Flandern und in Schleswig-Holstein ist der Marschgürtel an die 10 km breit, in den Niederlanden — also dort, wo Rhein, Maas und Schelde am Werk sind — schwillt er bis auf 40 und noch mehr km Breite an.

Hinter den Marschen dehnt sich ein Gürtel bis zu 8 m mächtiger Hochmoore und die sandige, unfruchtbare Geest aus, die gerade noch für die anspruchslose Kiefer und für Heidegewächse Lebensmöglichkeit bietet. Noch weiter landeinwärts folgt dann die fruchtbare Lehmzone, die in Deutschland vielfach „Börde“ genannt wird (Jülicher Börde, Soester Börde).

Auf solchem Lande saßen nebeneinander Friesen, Sachsen und Franken. Von Norden kommend hatten sich längs der Küste und von Insel zu Insel weiterziehend die Friesen in der Marschzone festgesetzt. Hinter ihnen, auf festem Grunde, hatten Sachsen und Franken das Land genommen und saßen dort auf breiter Front hinter den Friesen. Links des Rheines Franken und rechts des Rheines Sachsen. Auf dem unfruchtbaren Sandstreifen der Geest und in der Moorzone saßen meilenweit erhebliche Teile des fränkischen und des sächsischen Stammes; auf der fetten Marsch aber die Friesen. Die Friesen hatten die Marsch kultiviert und das in opfervoller Arbeit vieler Generationen geschaffene Kulturland gegen die Zerstörungsarbeit von Meer und Flüssen zäh verteidigt ... mit jedem Schritt aber auch, den ihr Kolonisationswerk voran tat, den Sachsen und Franken den Weg in die fruchtbare Marsch und ans ertragreiche Meer stärker verbaut.

So kam es zu Spannungen und schließlich zu jenen tragischen Kämpfen, in denen die Friesen unterlagen. Von diesen uralten Spannungen können wir heute noch einen letzten Nachklang in der Verschiedenartigkeit, wenn nicht gar Rivalität, des friesischen Bremen und des sächsischen Hamburg verspüren.

Die uralten, raumbedingten Spannungen zwischen den germanischen Nachbarn tragen ein gutes Teil Schuld an der so eigenartig ungünstigen Entfaltung des Friesentums, das trotz seiner großen Begabung unter den deutschen Stämmen so wenig zur Entfaltung der deutschen Art beigetragen hat. Die Friesen wurden von Sachsen und Franken erdrückt, und nur ein kleiner Teil des friesischen Volkstums konnte sich erhalten. Die Mehrzahl mischte sich mit Franken und Sachsen. Aus solcher Vermischung ist der Holländer hervorgegangen. Das holländische Volkstum zeigt deutlich die Merkmale seines Ursprungs. Zwischen Alkmaar und Groningen samt den

vorgelagerten Inseln lebt ein Rest des alten Friesentums; am Ostrande der Zuider-See eine friesisch-sächsische und im Westen davon eine friesisch-fränkische Mischbevölkerung. Alle aber sind durch das gemeinsame Raumerlebnis zu unlösbarer Schicksalsgemeinschaft zusammengeschweißt; alle durch das gemeinsame friesische Erbteil schwerblütig und mit einer reservierten, fast mißtrauischen Haltung gegen die Bewohner des festländischen Binnenlandes deutlich abgesetzt.

Ein erheblicher Teil des Landes, vor allem die Marschen zu beiden Seiten der Rheinmündung, liegt unter dem Meeresspiegel. Gerade diese Landesteile dem Meer für immer abtrotzen und der Kulturarbeit erhalten, war eine ganz große Leistung. Mit unverkennbarem Hinweis darauf sagt noch heute ein stolzes holländisches Sprichwort: „Gott hat die ganze Welt geschaffen, ausgenommen die Niederlande, die haben sich die Holländer selbst gemacht.“ Es war in der Tat ein gigantischer Kampf, den die Bewohner der Niederlande nun schon ein volles Jahrtausend mit dem Meere geführt haben und jeden Tag von neuem führen.

Vielleicht noch größer ist die vollbrachte Leistung im Kampf mit den Flüssen, die ja tiefer fließen, als der Meeresspiegel. Jedes Hochwasser droht die Marschen zu überfluten. Selbst in ruhigsten und normalsten Zeiten muß jedes Liter Flußwasser hoch- und ins Meer hinausgepumpt werden. Darum hat Holland ja auch die vielen Windmühlen, die den Wind zwingen, die Schöpfwerke zu treiben. Hohe Deiche und Dämme schützen das tief liegende Land vor Meerflut und Flußwasser, und allenthalben auf den Dämmen stehen die Windmühlen. Es bleibt für den Binnenländer eins der eindrucksvollsten Bilder, wenn er hoch über dem Lande die Schiffe auf Kanälen und Flüssen dahinfahren sieht. Das holländische Kanalnetz ist ein viel zu wenig beachtetes Wunderwerk der Technik.

Die in den Niederlanden geleistete, in der ganzen Welt einzig dastehende Kulturarbeit konnte nie und nimmer von einem Einzelnen durchgeführt werden. Chinesische Kulis und ägyptische Fellachen konnten zu Tausenden und aber Tausenden von absolut regierenden Herrschern zu ähnlichen Wasserbauten an Huangho und Nil gezwungen werden, nicht aber der freiheitliebende und persönlichkeitsbewußte nordische Germane. Freie Menschen haben das große Kulturwerk im niederländischen Raum aus freiem Antrieb geschaffen. Unzählige Generationen haben daran geschaffen, aber in jeder Generation eine in sich geschlossene Gemeinschaft. Die Naturbedingungen des Raumes haben den Menschen zur Gemeinschaftsarbeit gezwungen und unter den Menschen ein Gemeinschaftserlebnis und damit ein Gemeinschaftsbewußtsein geformt, das von ganz besonderer Kraft war. An den benachbarten Küsten und erst recht im Binnenlande des Ersten Reiches ist ein auch nur ähnlich starkes Gemeinschaftsbewußtsein fremd geblieben. Will man eine Parallele finden, dann muß man schon in die alten Grenzmarken des Ersten Reiches gehen, wo der Wille zur Abwehr fremder Lebenskräfte eine ähnlich starke Gemeinschaft hat wachsen lassen. Während aber in den Marken das Leben einer Reihe von schwächenden

Einflüssen der Umwelt ausgesetzt war, wirkten die Kräfte des niederländischen Raumes unvermindert in Richtung einer Vertiefung des Gemeinschaftslebens fort.

Die niederländische Küste ist Mündungsgebiet von Rhein, Maas, Schelde, die vom Meer her gesehen Einzugsporten ins mitteleuropäische Binnenland darstellen. Diese Einzugsstore haben Normannen und Wikinger auf ihren Wanderfahrten benutzt, sind flußaufwärts gefahren und haben die reichen binnenländischen Wohnzentren ausgeraubt. So sind sie mehrfach bis Köln gefahren und sogar darüber hinaus. Um sich gegen die Gefahren, die über See drohten, zu schützen, wurde hier — genau wie an andern bedrohten Stellen des Ersten Reiches — eine Grenzmark errichtet: die Normannenmark. Als Markgrafen wurden die Grafen von Holland eingesetzt. In dieser Mark hat, genau wie in allen Marken, nicht zuerst der Wille des Kaisers, der fern war und kaum die Verhältnisse kannte, sondern der Wille des Markgrafen geherrscht. So kam zum uralten und ungewöhnlich starken Gemeinschaftserlebnis nun auch eine politische Sonderstellung.

Im Zusammenwirken beider Voraussetzungen war der Grundstein zu einer eigenwilligen Entwicklung gelegt. Eine starke kaiserliche Zentralgewalt im Ersten Reiche hätte alle Möglichkeiten zu eigenwilliger Entwicklung hintangehalten ... aber eine solche Zentralgewalt gab es seit dem Ende der Staufer nicht mehr, und Rudolf von Habsburg samt den spätern Kaisern haben trotz mancher Anläufe die Schicksalsfrage des Ersten Reiches nicht zu lösen vermocht. Das Reich blieb ohne Zentralgewalt der Vielfalt rivalisierender Kräfte überlassen. Ein starkes Gemeinschaftsbewußtsein, das die Menschen des Ersten Reiches innerlich zur festen Einheit des Fühlens und Wollens geschmiedet hätte, wäre wohl imstande gewesen, selbst eine Folge von politisch schwachen Führern zu überwinden und dem Reich seinen Bestand unversehrt in bessere Zeiten großer Führergestalten hinüberzuretten ... aber auch dies lebendige Gemeinschaftsbewußtsein mit dem unbeugsamen Bekenntnis zum Ganzen fehlte. So kam im niederländischen Raume alles, wie es kommen mußte. Weitab, am äußersten Rande des Reiches gelegen, von einem durch Raumkräfte gezeugten und ungewöhnlich starken Gemeinschaftsbewußtsein zur Einheit gefügt; mit einer eignen, nur dem Kaiser unterstehenden politischen Gewalt ausgestattet, entwickelte sich immer stärker, immer lebendiger, immer mehr seiner eigenen Art bewußt gewordenes selbständiges Fühlen und Denken, Wollen und Handeln. Als um 1500 mit der Entdeckung der neuen Seewege nach Amerika und Asien die überlieferte Weltlage völlig umgekehrt und die bis dahin kaum beachtete niederländische Küste mit einem Schlage eine große Bedeutung erhielt, da war das eignen Gesetzen gehorchende Gemeinschaftsleben im niederländischen Raum nicht bloß keimhaft, sondern längst fertig entwickelt vorhanden und fähig, eine eigene politische Rolle zu spielen. Es fehlte nur noch die letzte Schlußfolgerung aus den gegebenen Tatsachen: der eigne niederländische Staat als schützende Hülle um das zu eignen Leben entwickelte und zu eignen Leben fähige Volkstum.

Politisch waren die Niederlande längst vor den Entdeckungen — zu Zeiten also, da sie politisch und wirtschaftlich noch wenig beachtet wurden — an Burgund gekommen und dann als Teil der burgundischen Erbschaft (gleichfalls noch vor den Entdeckungen) an die Habsburger gefallen. Als Glied der habsburgischen Lande erlebten sie die Entdeckungen und erhielten so mit einem Schlage eine besondere Bedeutung. Erst recht, weil die Niederlande auf der Gegenküste Englands liegen, das der größte und bei weitem gefährlichste Gegenspieler der Spanier gewesen und geblieben ist. Kein Zufall, daß die Spanier nach den Niederlanden griffen, um sie fest und straff in die Pläne des spanischen Zentralismus einzufügen . . . als willenslose Glieder, die spanischen Interessen gehorchen sollten, nicht aber wie bisher eignen Interessen leben durften. Im Zuge dieser spanischen Bestrebungen kam es zu den bekannten niederländisch-spanischen Spannungen und schließlich zum Abfall der Niederlande.

Eine überlieferte Geschichtschreibung sieht im Kampf der Niederländer gegen Spanien einen Religionskrieg. Das ist aber nur zum Teil richtig. Gewiß haben religiöse Dinge in jenen Kämpfen eine beachtliche Rolle gespielt, aber mehr als Mittel zum Zweck, denn als Selbstzweck. Das Wesen des Kampfes ging nicht um Religion, sondern um Politik. Egmont war z. B. katholisch und die Mehrheit des Volkes ebenfalls. Von der Religion her gesehen hatten sie keinen Grund gegen Spanien Front zu machen. Aber diese Katholiken fühlten sich als Glieder einer in vielen Jahrhunderten gewachsenen Gemeinschaft, deren Eigenleben bedroht war. Gegen diese Bedrohung machten sie Front zusammen mit den Protestanten, kämpften und ließen ihr Leben. Alba wurde nicht zuerst als Vollstrecker katholischer Politik, sondern als Repräsentant des spanischen Absolutismus gehaßt. Nur von Religiösen gewertet läßt sich die ungeheure Leistung der Niederländer gar nicht fassen. Beachtet man aber, daß eine jahrhundertealte Gemeinschaft sich zur Wehr setzte, dann versteht man den schließlichen Erfolg gegen das Weltreich Spanien. Wenn England den Niederländern so eifrig half, dann ist auch das nicht zuerst religiösen, um so besser aber aus politischen Gründen zu verstehen, denn die Niederlande fest unter spanischen Willen gezwungen, bedeuteten nicht mehr und nicht weniger, als eine starke spanische Stellung unmittelbar vor den Toren Englands; bedeutete für Spanien Beherrschung einer seemännisch erfahrenen Bevölkerung und damit für England, trotz Besiegung der Armada, eine sehr ernste Bedrohung.

Daß als schließliches Ergebnis des Kampfes nur der Norden des Niederländischen Raumes selbständiger Staat wurde und der Süden ausgeschaltet blieb, ist wahrhaftig nicht der freie Wille des Südens gewesen, sondern Folge nicht zuletzt raumbedingter Voraussetzungen. Im Süden nämlich, wo der Anteil festen Bodens ganz erheblich größer ist als im Norden, konnten die Niederländer sich nicht im gleichen Maße mit Überschwemmungen der Spanier erwehren, und die Spanier konnten auf

dem festen Grunde ihre überlegene militärische Macht einsetzen und sich so behaupten. Zwar haben auch im Norden die Spanier immer wieder versucht, ihre Herrschaft aufzurichten, aber nach 80 Jahren Kampf haben sie schließlich das Erfolglose eingesehen.

Was beim Abfall der Niederlande tatsächlich geschehen, das wurde 1648 beim Abschluß des 30jährigen Krieges auch formell und juristisch bestätigt: die uralte niederländische Gemeinschaft hatte einen Staat als Schutzpanzer ihres Volkstums erhalten. Es kann nicht oft und nicht klar genug wiederholt werden: daß es überhaupt so weit kam, ist die Folge des Fehlens einer starken äußeren Kaisergewalt und eines lebendigen inneren Bekenntnisses zur Gemeinschaft im Ersten Reich. Heute, wo die Niederlande als eigener Staat um ein eigenwilliges fühlendes Volkstum seit Jahrhunderten bestehen, anerkennen wir Deutsche diese geschichtliche Wirklichkeit. Niemand aber kann uns verwehren, den Untergründen und Triebfedern nachzuspüren, die einst dieses Geschehen haben werden lassen, um aus der Kenntnis der Ursachen zu lernen.

Hinter sich ein ohnmächtiges Reich, neben sich die Herrschaftsansprüche eines wesensfremden spanischen Zentralismus, vor sich das freie Meer mit seinen ungeheuren, lockenden Chancen . . . ist es da ein Wunder, wenn der seegewohnte Niederländer aufs Meer ging, um dort die Grundlagen seiner Macht zu suchen und auch zu finden. Aus Schifffahrt, Handel und Kolonien holten die Niederländer sich innerhalb von kaum zwei Menschenaltern gewaltigen Reichtum zusammen, wurden politische Großmacht und eins der ersten Zentren der Kultur und Zivilisation und blieben mit Wohlleben auch dann noch gesättigt, als England ihre Weltstellung zerschlug, während zur gleichen Zeit das Reich in armseliger Ohnmacht dahinsiechte und in seiner binnenländischen Raumenge Jahrhunderte brauchte, um die schweren Schläge des 30jährigen Krieges wenigstens einigermaßen zu verwinden. Grundverschieden ist das Bild des Gemeinschaftslebens diesseits und jenseits der deutsch-niederländischen Grenze. Grundverschieden aber auch die Auswirkungen. Davon legt die Entwicklung derselben Naturlandschaft diesseits und jenseits der deutsch-holländischen Grenze beredtes Zeugnis ab.

In der Marschzone lag das Lebenszentrum des niederländischen Staates. Dort lagen und liegen heute noch die großen Siedlungszentren des Landes. Mit zunehmender Bevölkerung und wachsendem Reichtum legte sich in organischem Wachstum Ring um Ring um die uralten Stadtkerne. Die Niederländer haben mit denkbar größter Sorgfalt und Liebe die Marschzone erschlossen, auf- und ausgebaut. Dort, unmittelbar am Wasser lebten und wirkten sie. Das Hinterland der sandigen Geest ließen sie völlig unbeachtet. Wer dort wohnte, der stand eigentlich schon außerhalb der niederländischen Lebensgemeinschaft. Wer in der Geest wohnte, der galt als armer Teufel und war es auch. Erst in unsern Tagen, wo

die auf Weltwirtschaft und Welthandel eingestellten Niederländer unter der fortschreitenden Auflösung der weltwirtschaftlichen Bindungen zu leiden haben und vor die Aufgabe gestellt sind, erhebliche Teile ihrer dauernd arbeitslos gewordenen seemännischen Bevölkerung unterzubringen und sich vom Bezug ausländischer Waren möglichst unabhängig zu machen, gewinnt die Geest als Wohngebiet wie als Standort der erstehenden Industrie Bedeutung, zumal hier in der Geest auch Kohle gefunden wird. Die Jahrhunderte hindurch völlig unbeachtete, ja mißachtete Geest ist heute die große Reserve im Lebensraum der Niederländer geworden, die mehr und mehr in die Geest und damit zugleich ins binnenländische Festland hineinwachsen.

Im Gegensatz zur Geest hat die Moorzone schon sehr früh das Interesse der Niederländer auf sich gezogen. Mittelpunkt der Moorkolonisation war schon kurz nach 1600 die holländische Stadt Groningen geworden. Handelsinteressen und gute Verdienstaussichten wurden Veranlassung zum Abbau der bis zu 8 m mächtigen Torfläger des Hochmoores. Dank der Geschlossenheit des politischen und des Reichtums des wirtschaftlichen Lebens konnten die Holländer planmäßig und mit Einsatz sehr großer Mittel arbeiten. Ein Kanalnetz zur Entwässerung, für die Abfuhr des Torfes und die Anfuhr von Düngemitteln ward geschaffen. Je mehr Torf abgegraben wurde, desto mehr kam der feste Untergrund zum Vorschein und ermöglichte den Übergang von der Torfwirtschaft zur Ackerwirtschaft, so daß die großen Kapitalien, die einst für die Moorkultur aufgewandt waren, nun Zins aus Bauerngütern abwarfen. Als dann in neuester Zeit die Stein- und späterhin auch die Braunkohle das Torf mehr und mehr verdrängte, da war auf holländischer Seite das Moor im wesentlichen abgebaut, und lebenskräftige Bauern saßen auf den Gütern von ausreichender Größe. Holland hat im Hochmoor bäuerliches Siedlungsland gewonnen und dabei auch noch glänzend verdient. Man sieht, daß bei weitsichtiger Wirtschaftspolitik und großzügigem Einsatz Wunder an Erfolgen auch noch im Moor zu erzielen sind¹).

Die Erfolge der Holländer haben schon im 17. Jahrhundert zur Nachahmung auf deutscher Seite gereizt. Deutsche Territorialfürsten suchten sich Unternehmer und übertrugen denen die Aufgabe, das Moor in Siedlungsland zu verwandeln. Dieselbe Methode hatte sich im 13. Jahrhundert, bei der Kolonisation des deutschen Ostens, glänzend bewährt. Der Mißerfolg lag also nicht in der gewählten Methode, sondern in andern Ursachen. So war es in der Tat! Die Unternehmer besorgten nur den Kanalbau und überließen dann alles andere den angesetzten Kleinpächtern. Diese besitzlosen Leute waren aber bei allem Eifer gar nicht in der Lage, Jahre hindurch Arbeit und Kapital ohne sofort greifbaren Erfolg in das Kolonisationswerk hineinzustecken. Daß die Siedler zu früh auf eigne

1) Vgl. Büdel, *Deutscher und niederländischer Kulturboden*, *Ztschr. f. Geopolitik*, XI. Jhg. 1934, Heft 12, S. 736 ff.

Füße gestellt und ihnen zu wenig Hilfe geleistet wurde, war der erste Fehler, der das Kolonisationswerk ungesund hemmte. Weder im Ertrag noch im Absatz ihres Torfes kamen die Kolonisten gegen die Holländer auf. Der zweite Fehler lag darin, daß das gewaltige, meilenweit sich hinziehende Moor keineswegs von einem planmäßig angelegten großen Netzwerk von Kanälen durchzogen wurde, denn jeder Unternehmer gehörte zu einem anderen Landesherrn und jeder verfolgte andere Pläne. So ist deutsche Kleinstaaterei zur zweiten Wurzel des schließlichen Mißerfolges geworden. Die dritte Fehlerquelle liegt darin, daß jeder Landesherr bzw. jeder Unternehmer zu viel zinszahlende Pächter ansetzen wollte und so die Größe der einzelnen Pachtstellen von vornherein zu klein wurde, um eine Familie ernähren zu können. Am Ende brach der erste Anlauf zur Moorkolonisation auf der deutschen Seite zusammen.

Angeregt durch seine großen Erfolge im Warthe-, Netze- und Oderbruch, machte etwa 100 Jahre später Friedrich der Große einen zweiten Versuch. Wieder wurden aus übergroßer Rücksicht auf steuerliche und fiskalische Interessen dieselben Fehler gemacht, so daß im Wesen an den trostlosen Zuständen im Emslande nur wenig geändert wurde.

Ein dritter Anlauf wurde nach 1870 gemacht, als Deutschlands wirtschaftlicher Aufstieg einsetzte. Aber auch dieser Versuch versackte, weil man sich nicht zu planmäßigem Einsatz großer Mittel an Kapital und Menschen entschließen konnte. Man stellte die Menschen und die Mittel lieber in den Dienst der weltwirtschaftlichen Industrialisierung, statt in die Moorkultur und damit in den Auf- und Ausbau der innerdeutschen Wirtschaft.

Alle früheren Versuche scheiterten, weil ihnen die notwendigen Voraussetzungen zum Gelingen fehlten. Weltwirtschaftliche Orientierung als oberster Wirtschaftsgrundsatz verhinderte das Aufkommen nachhaltigen Interesses an der Erschließung der eigenen Scholle. Weil das letzte Interesse fehlte, darum fehlte auch der letzte Krafteinsatz und weil der Krafteinsatz fehlte, blieb der Erfolg versagt.

Noch vor ganz wenig Jahren sah es schlimm aus im Emslande. Unfruchtbares Hochmoor und Ödland, so weit das Auge reichte. Nur hier und da einmal ein einsamer Siedler. Man konnte diesen unwirtschaftlichen Landstrich mit den unwirtlichen Gegenden Schwedens vergleichen, so öde, so einsam und so menschenleer war er. Jahrhunderte schon lastete es wie ein Fluch auf dieser Landschaft, die allenfalls ein Paradies der Füchse, Hasen und Moorvögel war. Die Bewohner der zum Teil weltabgeschiedenen Dörfer lebten in dürftigen Verhältnissen. Nur ganz geringe Erträge ließen sich trotz schwerster Arbeit dem armseligen Boden abringen. Um zu besseren Erträgen zu kommen, fehlte es an allem; fehlte es an Kunstdünger, an Geld, vor allem aber am Masseneinsatz planmäßiger Arbeit. Die Sterblichkeit war immer hoch. Besonders die Tuberkulose raffte gar viele

dahin. Kein Wunder, da viel zuviele Menschen in schlechten Wohnungen hausten; in Wohnungen, die z. T. buchstäblich Erdhöhlen waren. Aussicht auf Besserung der Lebensverhältnisse bestand so gut wie gar nicht, so daß jeder, der auch nur einigermaßen eine Möglichkeit sah, auswanderte. Überall im Reich trifft man heute die lebensharten, kampfgewöhnten Emsländer, die in der Fremde sich eine neue Heimat gesucht haben. Durch diese erzwungene Abwanderung hat die emsländische Bevölkerung viel ihrer besten und leistungsfähigsten Menschen verloren, denn nur das wagemutigste und wertvollste Menschenmaterial bringt die Kraft auf, sich eine neue Heimat zu suchen. Seit mit dem Siege des Nationalsozialismus die Wirtschaft unter Führung der Politik steht und Politik auf weiteste Sicht getrieben werden kann, sind auch die wichtigsten Voraussetzungen für das gewaltige Werk der Moorererschließung gegeben. Der Wille der Führung will auch den letzten Winkel deutscher Heimat Erde dem Volke nutzbar machen und die lebendige Kraft des ganzen Volkes hilft durch ihren Einsatz im Arbeitsdienste mit, dies Wollen Wirklichkeit werden zu lassen.

In beträchtlichem Umfange konnten schon Moor- und Ödländereien zur Besiedlung herangezogen werden. Nach der Reichssiedlungsstatistik 1934 wurden zunächst nicht weniger als 4147 Hektar Land = rund 16 000 Morgen bereitgestellt. Aber das ist nur ein Anfang. Der Kampe-Dörpen-Kanal durchquert als Großschiffahrtsweg ein riesiges, fast unbewohntes Gebiet, in dem weitere 80 000 Morgen der Erschließung harren. Im Kreise Hümling sind fast 4000 Morgen in mühsamer, dreijähriger Arbeit bereits fertig erschlossen worden, so daß hier etwa 60 Bauernhöfe entstehen.

Überall wächst Leben, überall werden Straßen und Kanäle gebaut, die erbärmlich primitiven Heuerlingskästen verschwinden und machen gesunden Wohnungen Platz. Aus Enge, Dumpfheit und Hoffnungslosigkeit führt ein Weg hinaus auf zukunftsträchtiges Siedlerland. Menschen, die Jahrhunderte hindurch buchstäblich nicht einmal das Notwendigste zum Leben hatten, lernen Bauer werden auf eigener freier Scholle; andere, die längst die Hoffnung verloren hatten, einmal Bauer auf eigenem Besitztum zu werden, schaffen hier auf Neuland. Und wenn auch noch gar viele Opfer gebracht werden müssen und gar manche schwere Arbeit zu leisten ist, es ist wieder Hoffnung ins Emsland eingezogen. Wo Hoffnung ist, da gewinnt alles Arbeiten und Opfern wieder Sinn. Und morgen wird dort Garten sein, wo heute noch Moor und Ödland ist.

Es gibt kaum ein eindrucksvolleres Beispiel für die ungeheuere und nachhaltigere Auswirkung eines starken Gemeinschaftslebens unter einer zielklaren Führung, als die so grundverschiedene Entwicklung derselben Naturlandschaft zu beiden Seiten der deutsch-holländischen Grenze. Hier Ödland, das auf den Menschen wartet, dort eine blühende Landschaft. Aber die lebendige Kraft des neuen Deutschland holt in wenigen Jahren nach, was die Niederländer dank günstiger Voraussetzungen vor Jahrhunderten schon haben vormachen können.

G. VON LILIENFELD:**„CCC.“-Arbeitslager in den Vereinigten Staaten**

Ziemlich unbekannt im Ausland, wenig beachtet von der eigenen Presse und fast verschwindend in dem ungeheuren Werk der umwälzenden Gesetzgebung, zu der sich der amerikanische Präsident Roosevelt schon kurz nach seinem Amtsantritt in Folge der zerrütteten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse seines Volkes gezwungen sah, entstand im März 1933 im Rahmen der „New Deal“-Gesetzgebung und insbesondere der „Emergency Relief“-Akte („Notverordnung“) die Einrichtung der „Civilian Conservation Corps“ (CCC. — „nichtmilitärische Verbände zur Erhaltung und Vermehrung nationaler [Boden-] Werte“). Dieses auf die persönliche Initiative Roosevelts begonnene rein staatliche Unternehmen, das als solches dem Grundgedanken amerikanischer Privatwirtschaft widerspricht, ist in Aufbau und Entwicklung von größtem Interesse besonders für uns Deutsche, stellt es doch einen Versuch der Übertragung des deutschen Arbeitsdienstgedankens auf amerikanische Verhältnisse und Menschen dar.

Für den europäischen Beobachter ist es immer ein wenig spaßhaft, zu sehen, wie jegliche sozialen und wirtschaftlichen Hilfsmaßnahmen von den Amerikanern selbst als mustergültig und beispielhaft für die ganze Welt hingestellt werden. Der Durchschnittsbewohner dieses „freiesten und demokratischsten Landes“ — wie es der Amerikaner gerne nennt! — pflegt immer noch ungläubig zu lächeln, wenn man ihm klarzumachen versucht, daß alle seine AAA., WPA., PWA. und sonstigen mit ihren Anfangsbuchstaben zitierten industriellen, landwirtschaftlichen und sozialen Hilfs- und Notmaßnahmen lediglich ein verspäteter Nachahmungsversuch der in Europa, und besonders in Deutschland, bereits seit Jahrzehnten bestehenden Sozialgesetzgebung sind, und daß Arbeitslosenfürsorge, Invaliden- und Altersversicherung, Bestimmungen über Arbeitszeit und Mindestlöhne, Landwirtschafts- und Industriegelbesen nicht gerade völlig neue Ideen sind — neu allerdings in diesem von der Natur so beispiellos verwöhnten und bis jetzt von seinen Bewohnern planlos und rücksichtslos ausgeraubten Lande! Und dann ergreift einen fast auch ein Gefühl des Neides, wenn man sieht, mit welchen immer noch unerschöpflich erscheinenden Geldmitteln, welch ungeheurem Apparat und großem Maßstab an die Lösung solcher Probleme herangegangen werden kann.

Der Gedanke, zwei verschiedene Fragen mit einem Schlage zu lösen: dringend notwendige Meliorations-, Straßenbau- und Forstarbeiten zu ermöglichen und gleichzeitig durch Einstellung einer ganzen Armee von Arbeitern die immer drohender ansteigende Arbeitslosenzahl zu vermindern, findet sich bereits in Reden Roosevelts zur Zeit seiner Kandidatur. So ist denn auch der Gesetzesvorschlag in seinen Grundzügen bereits ausgearbeitet, als in kurzer Sitzung der neue Präsident fünf Tage nach seiner endgültigen Einführung durch den Kongreß Vertretern der zuständigen

Ministerien seinen Plan entwickelt. Drei Wochen später geben Senat und Kongreß ihre Zustimmung; die „Civilian Conservation Corps“ werden durch die Akte zur „Bekämpfung der Arbeitslosigkeit mittels Durchführung volkswirtschaftlich nützlicher öffentlicher Arbeiten“ ins Leben gerufen, gleichzeitig wird ein Fonds von zehn Millionen Dollar zur Verfügung der neuen Organisation bereitgestellt, als deren Zweck die „Wiederherstellung und Erhaltung natürlicher Werte der Vereinigten Staaten mittels eines geregelten Programms nützlicher öffentlicher Arbeiten, sowie Arbeitsbeschaffung“ angegeben wird.

Unter der Oberleitung eines Direktors — Robert Fechner, Vorsitzender des Maschinenarbeiterverbandes, der als hervorragender Kenner von Arbeitsproblemen gilt — werden vier verschiedene Ministerien an der Durchführung des Planes beteiligt: dem Arbeits-, Kriegs-, Landwirtschafts- und Innenministerium fallen verschiedenartige Aufgaben im Aufbau der CCC.s zu, die in bewundernswert reibungsloser Zusammenarbeit in Angriff genommen werden.

In den Händen des Arbeitsministeriums (Department of Labor) liegt die Festsetzung der Quoten für die verschiedenen Staaten der Union, Bezirke und Gemeinden, und unter Bezugnahme darauf die Auswahl der Mannschaft.

Dem Kriegsministerium (Department of War) ist die umfangreichste Aufgabe übertragen worden, die wohl nur von einem auf die Minute arbeitenden militärischen Apparat in derartig vorbildlicher Weise und kürzester Zeit gelöst werden kann: Einschreibung, Ausrüstung, Ernährung, Transport und Unterkunft der Arbeitsleute, Aufbau der Lager sowie deren Leitung und Verwaltung, Durchführung des erzieherischen Programms und ärztliche Pflege und Überwachung der Lagerinsassen!

Aufgabe des Landwirtschaftsministeriums (Department of Agriculture) ist Auswahl des Lagerplatzes, sowie Auswahl und Beschaffung der Arbeitsprojekte, ferner Überwachung und Leitung der eigentlichen Arbeit, während das Innenministerium (Department of the Interior) verantwortlich ist für alle Arbeit in den National- und Staatsparks und in den Indianerreservationen.

In dieser komplizierten Arbeitseinteilung wurde der Plan mit größter Tatkraft und höchster Arbeitseile in Angriff genommen. Der Apparat der Armee bewährte sich mit vollendeter Genauigkeit; bereits im voraus ausgearbeitete Pläne machten Einschreibung, Einkleidung und Organisation so schlagartig möglich, daß die Mobilmachung eines regulären Heeres in Kriegszeiten fast übertroffen wurde. So konnte schon nach zehn Tagen die Errichtung des ersten 200-Mann-Lagers gemeldet werden — zu Ehren des Präsidenten „Camp Roosevelt“ genannt; im Laufe des Juni wurden täglich durchschnittlich 1530 Mann eingestellt, und am 1. Juli 1933 waren bereits 275 000 Mann in über 1300 Lagern untergebracht, verteilt über die ganze ungeheure Ausdehnung des Landes.

Kaum zu erschöpfende Einsatzmöglichkeiten boten sich für die neue Arbeits-

armee in den Riesenforsten des Westens, den Überschwemmungs- und Dürregebieten, in Staat- und Nationalparks, bei Straßenbauten und landwirtschaftlichen Hilfsarbeiten, und schon im ersten Halbjahresbericht des Direktors Fechner heißt es, daß es möglich war, „Hunderttausenden von entmutigten und unterernährten jungen Männern, deren Familien der staatlichen Wohlfahrtspflege überlassen sind, Arbeit zu geben und gleichzeitig ein weitgehendes Programm zur Vermehrung nationaler Werte durchzuführen“.

Der Arbeitsmann erhält 30 Dollar im Monat als Lohn; 5 Dollar werden ihm ausbezahlt, die restlichen 25 direkt an seine Angehörigen überwiesen, die dafür allerdings von der staatlichen Unterstützungsliste gestrichen werden. Führer und Unterführer, soweit sie aus den Reihen der Arbeitsmänner hervorgegangen sind, erhalten 45 bzw. 36 Dollar monatlich — die wirklichen „Führer“, Lagerleiter, Arbeitsaufseher, Ingenieure, Schulleiter usw. gehören ja nicht den CCC.s als solchen an, sondern sind von den verschiedenen Behörden lediglich abkommandiert oder eigens angestellt und unterliegen natürlich daher gänzlich anderen Bestimmungen. Gearbeitet wird auf Grund einer 40-Stunden-Woche unter Aufsicht technisch geschulten Personals und Anleitung örtlich erfahrener Arbeiter, während die Leitung der Lager Armeeangehörigen zusteht.

Die ursprünglich nur auf einen Zeitraum von zwei Jahren vom Kongreß festgesetzte Lebensdauer der CCC. wurde im April 1935 durch Kongreßbeschluß auf weitere zwei Jahre verlängert und gleichzeitig die notwendigen Gelder zur Weiterführung vom Kongreß genehmigt. Die ursprüngliche Altersgrenze von 18 bis 25 Jahren ist auf 17 bis 28 erweitert worden, auch die Vorschriften über Ledigsein und Nichtwiedereinstellung sind nicht beibehalten worden. Die im Herbst 1935 eingeleitete planmäßige Vergrößerung der arbeitenden Mannschaft auf insgesamt 600 000 Mann wurde jedoch nicht durchgeführt, so daß sich im November 1935 eine Höchststärke von zirka 520 000 Mann in etwa 2500 verschiedenen Lagern ergab. Für den Rest des Haushaltsjahres bis zu März 1937 ist die Stärke der gesamten CCC.-Organisation auf 350 000 Mann festgesetzt worden.

Neben jungen Erwerbslosen sind starke Gruppen alter Kriegsteilnehmer, ferner ältere erfahrene Leute aus der Nachbarschaft der Lager, sowie in besonderen Lagern auch Indianer, untergebracht worden, die sich aus notdürftigen Zeltdörfern zu regelrechten Barackenstädten entwickelt haben, mit schönen Schlafräumen, Eßsälen, Küchen, Gesellschaftsräumen und kleinen eigenen Theatern und Kinos. Ausgezeichnete Verpflegung, vernünftig geregelte Arbeit und ärztliche Überwachung dienen in hohem Maße der Gesundheitsförderung der Lagerinsassen. Ausgedehnte Möglichkeiten zur weiteren Fortbildung des einzelnen in den Freistunden sind gegeben, Bibliotheken, Zeitungen, Rundfunkapparate vorhanden; ferner ist ein besonderer „educational adviser“ (Schulungsleiter) damit beauftragt, in Zusammenarbeit mit nahegelegenen Schulen oder Universitäten ein Schulungsprogramm durchzuführen

und nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß den aus den Lagern ausscheidenden CCC.-Männern die zum Finden regelrechter Arbeit notwendigen Voraussetzungen mitgegeben und die Wege dazu vermittelt werden.

Im Vordergrund der Arbeit steht die Verbesserung des Bodens. Kontrolle der Naturkatastrophen, durch die jährlich viele Millionen Werte vernichtet werden. Aufforstungsarbeiten, Verhütung und Bekämpfung der ungeheuren Waldbrände, Be- und Entwässerungsarbeiten, Straßenbau, Einsatz in Notstandsgebieten sind die wichtigsten Arten der Arbeit der CCC.-Männer. Der volkswirtschaftliche Wert der bis zum 31. Dezember 1935 geleisteten Arbeit wird auf über 600 Millionen Dollar geschätzt, ohne Berücksichtigung der zukünftigen Wertzunahme vieler Projekte auf Grund der geleisteten Arbeit und ohne Einrechnung der infolge der Tätigkeit der CCC.s verhüteten Verluste, die in vorbeugender Arbeit vermieden werden konnten. Seit ihrem Bestehen konnten fast zwei Millionen Arbeitslose in CCC.-Lagern untergebracht und vielen Tausenden von stellunglosen Ingenieuren, Reserveoffizieren, Lehrern, Facharbeitern, Ärzten und Forstleuten Arbeit gegeben werden. Der Geldumlauf infolge der Neuanschaffungen und Bestellungen ist außerordentlich hoch; die Abrechnungen der Verwaltung in Washington zeigen, daß mit Einschluß der an die Lagerinsassen gezahlten Beträge etwa 1,3 Milliarden Dollar verbraucht worden sind, wobei nach einem besonders ausgearbeiteten System viele Tausende von kleinen Firmen bei den Auftragsgebungen berücksichtigt wurden.

Eine allgemeine Beurteilung der Lager und ihrer Insassen ist außerordentlich schwer infolge der geographisch bedingten Verschiedenartigkeit der Lagertypen, der Zusammensetzung der Lagermannschaft und der Verhältnisse in der Lagerleitung. Am besten sind wohl die Lager im Westen, wo unter prächtigen Lagerführern noch oft der alte Pioniergeist zu finden ist, wo Arbeit und das Leben in der herrlichen Bergwelt, weit entfernt von den Riesenstädten, gute Kameradschaft und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit schafft. Im Osten und Südosten drücken wohl die Nähe der großen Städte und die zahlreichen farbigen Insassen — die Aufnahmebestimmungen setzen ausdrücklich fest, daß „weder Glaube, Rasse, Abstammung oder politische Überzeugung“ bei der Einschreibung maßgeblich sein dürfen — das Niveau der Gesamtheit herab; Drückebergerei und Faulenzen ist allgemeiner Grundsatz. Disziplin und äußere Erscheinung der CCC.-Leute machen hier oft einen recht schlechten Eindruck.

Doch auch bei den besten Lagern im Westen — vielleicht mit ganz wenigen Ausnahmen — fehlt der Gedanke des Dienstes, der Verantwortung der Gesamtheit gegenüber, der Gedanke des erzieherischen Wertes, der unsere deutschen Lager ins Leben gerufen und gestaltet hat. Es fehlt der Idealismus, die Begeisterung für die Idee des Arbeitsdienstes an sich, die unsere jungen Studenten und Arbeiter in der Kampfzeit in die Lager brachte, ohne Bezahlung und oft unter schwersten Opfern. Bis jetzt ist der Sinn der amerikanischen Lager lediglich volkswirtschaftlich: Ent-

lastung des Staatsbudgets, Ankurbelung des Wirtschaftslebens. Auf der Seite der Arbeitswilligen ist der Gedanke vorherrschend, für einige Zeit bei guter Verpflegung, nicht zu harter Arbeit und regelmäßigem Lohn untergebracht zu sein, eine Durchgangs- und Übergangsstation gefunden zu haben, von der es leichter sein wird, den ersehnten „job“ zu finden. Nicht die Arbeit an sich und ihr erzieherischer Wert sind es, worauf es dem Amerikaner ankommt, wenn er von einem Erziehungsprogramm in den CCC.-Lagern spricht, sondern die Fachausbildung in den Lagern soll dem einzelnen bessere Berufsaussichten sichern. Allerdings sind hier auch noch andere Aufgaben zu lösen als es in unseren Lagern nötig wäre: dies zeigt deutlich die Ausbildungsverordnung, in der als erster Punkt bei der Aufzählung der Ziele des Lagerunterrichtes „Beseitigung des Analphabetentums“ angegeben ist, wozu festgestellt wird, daß von 350 000 Lagerinsassen über 10 000 weder „die Zeitung lesen noch einen gewöhnlichen Brief schreiben können“, und daß seit Bestehen der CCC.s mindestens 35 000 Mann ihren ersten Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten haben! Verschwindend gering ist der Anteil derjenigen, die eine schulmäßige Bildung erhalten haben: über 50% der Lagerinsassen haben niemals die Volksschule beendet, etwa 16% haben die Mittelschule beendet, und etwa 1/5% hat jemals eine Universität besucht!

In wirtschaftlicher Hinsicht hat die CCC.-Bewegung unbestreitbar einen Riesenerfolg gehabt: es ist gelungen, hunderttausende junger Leute aus den Arbeitslosenlisten zu streichen und von der Straße zu entfernen, nützliche Arbeit im Werte vieler Millionen zu leisten und Milliardenwerte neu in der Volkswirtschaft in Umlauf zu bringen. Und immer noch sind die Einsatzmöglichkeiten für die Kompanien der CCC.s unabsehbar: die unermesslichen dünnbesiedelten Gebiete des Westens liegen offen da für Meliorations- und Siedlungsarbeiten in größtem Stil, Boden-erosion, Sandstürme, Erdbeben, Überschwemmungen vernichten jährlich noch Millionenwerte; die von der Sonne ausgedörrten Landstriche des Südens warten auf Bewässerungsanlagen, um in fruchtbarstes Getreideland verwandelt zu werden.

Das Schicksal der CCC.s ist noch ungewiß. Gegenwärtig ist eine Kommission an der Arbeit, um mit Hilfe von privaten Mitteln die Lage der CCC.s sowie die Ergebnisse freiwilligen und staatlichen Arbeitsdienstes in anderen Ländern zu prüfen. Nach dem Ergebnis der Untersuchungen dieses Ausschusses und seiner Vorlegung beim Kongreß soll die Frage der CCC.-Organisation geregelt werden; soviel steht aber auch wohl heute bereits fest, daß die aufgebaute Einrichtung in irgendeiner Form erhalten bleibt und weitergeführt werden wird.

Die Verbundenheit der Lagerinsassen mit der Bevölkerung der Umgebung hat sich in letzter Zeit an vielen Orten vergrößert; auch hat sich der Geist in den guten Lagern geändert: bei den ausscheidenden Leuten hat sich ein gewisser Stolz herausgebildet, dabei gewesen zu sein, ein Gefühl, zu einer Art Auslese gehört zu haben, und die Freude an Arbeit, wiedergewonnener Gesundheit und neuer Kraft.

R. S.: Japanische Agrarfragen I

Inhaltsangabe:

- | | |
|---|---|
| 1. Die Bedeutung der Landwirtschaft für Japan
2. Klima und Arbeitsweise in Japan
3. Das Eigentum des Bauern am Boden
4. Japanische Pachtverhältnisse | 5. Schulden, Steuern, andere Lasten des japanischen Bauern
6. Lebensstandard des japanischen Bauern
7. Strukturwandel der japan. Landwirtschaft
8. Agrarpolitische Meinungen |
|---|---|

Tokio 1936

I. Die Bedeutung der Landwirtschaft für Japan

Asien ist weitaus der größte Agrarkontinent der Erde. Der Flächeninhalt seiner riesenhaften Gebirge, Ströme und Einöden wird weit übertroffen durch die Unermesslichkeit der Agrarräume Sibiriens, Zentralasiens, Chinas und Indiens. In diesen Räumen leben fast eine Milliarde Menschen, also 60% der Erdbevölkerung, — als Bauern! Der Ostküste dieses mächtigen Kontinentes liegt dicht der japanische Inselbogen vorgelagert: ein winziger Teil dieses asiatischen Agrarraumes mit miniaturhaft wirkenden Ebenen zwischen zerklüfteten Küsten und hohen Gebirgsketten eingestreut. Das geographisch kleine, agrarisch zwerghafte Japan ist die Antithese des großen Bauernkontinentes. So erscheint es jedenfalls auf den ersten Augenblick.

Und als wollte dieses Land die Folgerungen aus dieser Antithese ziehen, setzt es in den letzten Jahrzehnten rücksichtslose Energien an, um sich auf Industriewirtschaft umzustellen. Als wollte es entmutigt an weiteren Entwicklungsmöglichkeiten seiner Landwirtschaft verzweifeln, preßt es härter denn je ihre Kraft aus, um stärkere Industrialisierung, größeren Industriewarenexport und bessere Industrierversorgung der Wehrmacht im schnelleren Tempo zu erzwingen. Schon heute hat Japan aufgehört ein reiner, ja selbst ein vorwiegender Agrarstaat zu sein. Es gehört schon jetzt der Gruppe der acht führenden Industrieländer der Welt an. Im Baumwolllexport, in der Produktion wie Ausfuhr von Kunstseide steht es an allererster Stelle in der Welt! Der Umfang und die wirtschaftliche Bedeutung seiner Elektrizitäts-, Schwer- und Maschinenindustrie nimmt gewaltig zu, ebenso die Mannigfaltigkeit seiner Exportindustrie. Sogar seine chemische Industrie ist in den letzten Jahren fest auf eigene Füße gestellt worden und gewinnt in der Ausfuhr an Bedeutung. Und das Heer der industriellen Arbeiterschaft macht einen wachsenden Prozentsatz der Gesamtbevölkerung aus. Mächtige Industriestädte fressen sich tief in die Landwirtschaft der Ebenen hinein.

Dennoch spielt wohl kaum in einem anderen Lande der Grund und Boden, das Reisland, der Bauer, das Wetter, der Ausfall der Ernte im Bewußtsein und Unterbewußtsein der Menschen, in Tradition und Weltanschauung eine solch große Rolle wie im heutigen Japan. Immer wieder entdeckt man staunend, wie diese Trieb-

kräfte das gesamte Leben bis in die Stadtfamilien hinein durchdringen. Immer ist hinter dem industriellen, modernen Japan der großen Städte dieser Hintergrund zu spüren. Auch heute noch ist die Landwirtschaft, genauer gesprochen der Reisbau, die festeste Grundlage des aufstrebenden Reiches im pazifischen Raume. Neben der Armut an industriellen Rohstoffen wird die Dichte der Landbevölkerung mit als Hauptgrund für die jüngste sprunghafte Expansion des Reiches (territorial, einflußmäßig und im Industriexport) angegeben. Und heute wie früher ist es fast ausschließlich der Bauernsohn im Soldatenrock, der auf dem asiatischen Kontinente neue mächtige Gebiete dem Willen Japans unterwirft. Der Städter, der Kaufmannssohn, der Industriearbeiter ist nur in ganz geringer Anzahl dabei.

Viele Gründe gibt es für die außerordentliche Bedeutung der Landwirtschaft im Tun und Denken Japans. Die vier wichtigsten dürften folgende sein:

Erstens war Reis bis vor 70 Jahren der einzige Maßstab allen Reichtums. Der Mensch wurde sozial nach der Anzahl „Koku“ Reis, die ihm zur Verfügung standen, eingeschätzt. (1 Koku ist ein japanisches Gefäßmaß, das 180,3 Liter faßt.)

Zweitens ist der Reis auch heute noch eine der wichtigsten Kraftquellen Japans, denn, im Gegensatz zur Entwicklung in den meisten Industrieländern kann Japan auch heute noch seine gesamte Bevölkerung durch den Reis des eigenen Reiches ernähren. Die Landwirtschaft des japanischen Reiches ernährt eine Bevölkerung von 100 Millionen ebenso schlecht und recht, wie sie in der Nara-Periode (im 8. und 9. Jahrhundert) eine Bevölkerung von 5 bis 6 Millionen kümmerlich ernährt hatte. Und trotz aller pessimistischen Voraussagen besteht die Wahrscheinlichkeit, daß auch die weiterwachsende Bevölkerung noch bis zum natürlichen Nachlassen des Wachstumes unter die eigene Nahrungsdecke, einschließlich derjenigen Koreas und Formosas, gebracht werden kann. Denn sogar das eigentliche Japan braucht in guten Erntejahren nur geringen Zuschuß an Reis aus seinen Kolonien; Korea und Formosa leiden fast immer an Absatzmangel; und sie können zum mindesten ihre Produktion noch wesentlich erhöhen. So schlecht Japan in industriellen Rohstoffen gestellt ist, die Nahrungsdecke kann ihm nicht so leicht in absehbarer Zeit entzogen werden, und damit auch nicht die eiserne Ration für Kriegszeiten¹⁾.

Drittens liefert die Landwirtschaft einen der wichtigsten Exportartikel Japans, die Rohseide. Erst in den letzten Jahren ist der Wert dieser Exportware von der ersten Stelle im japanischen Export auf die zweite verdrängt worden; nämlich durch die beispielelose Entwicklung des Baumwollwarenexportes. Doch noch immer spielt die Rohseidenerzeugung eine hervorragende Rolle in der Gestaltung der heimischen Kaufkraft.

1) Ernst Schultze, in seinem Buch „Japan als Weltindustriemacht“ hat Unrecht, wenn er auf Seite 320, Bd. 1, behauptet: „Es müssen daher steigende Mengen Reis eingeführt werden... Die japanischen Kolonialgebiete können... diesen Zuschußbedarf meistens nicht decken...“ Schultze läßt bei seiner Urteilsbegründung die besonders wichtigen Ziffern der letzten 10 Jahre weg.

Viertens endlich ist der Aufstieg der modernen japanischen Industrie entscheidend an das japanische Dorf gebunden. Die Notlage der landwirtschaftlichen Bevölkerung treibt jährlich Hunderttausende von Bauernburschen und Mädchen als Lohnarbeiter mit niedrigsten Lebens- und Lohnansprüchen in die Industrie der Städte. Im Falle der Arbeitslosigkeit nimmt sie das Dorf stillschweigend wieder auf, ohne damit dem Staat oder der Industrie zur Last zu fallen. Die Landwirtschaft erleichtert durch die Übernahme einer hohen Steuerlast die Lasten der Industrie. Und sie versorgt aus ihrer Not die Städte mit billigen Lebensmitteln. deren Verkauf nach modernen Methoden der Kostenberechnung gewaltige Verluste für ihre Erzeuger bedeutet. So sind Agrarnot und Industrieaufschwung in Japan so eng und so eindeutig miteinander verbunden, wie es nur einmal vorher, in Europa, zur Zeit des Beginns der industriellen Revolution Englands der Fall gewesen ist.

Doch die Bedeutung der japanischen Landwirtschaft reicht weiter. Der Fremde, der heute durch die großen Städte Japans wandert, steht staunend vor dem „Geheimnis“ des Doppelgesichtes Japans, vor dem Nebeneinander des alten und neuen Japans. Es ist nicht nur ein Doppelgesicht; es ist die Doppelsexistenz Japans selbst. Auch heute noch lebt die Hälfte des Volkes fern der modernen Technik, außerhalb der Geld- und Börsenwirtschaft, wenig berührt vom modernen gesellschaftlichen Gegensatz in der Vermögenslage und Lebenshaltung. Die Landwirtschaft wird heute technisch nicht viel anders betrieben wie vor Hunderten von Jahren. Der japanische Bauer rechnet und zahlt auch heute noch zu einem großen Teile in „Koku“ Reis. Der gleiche Händler und Grundbesitzer nimmt ihm auch heute noch die Pachtzahlungen in natura ab, und hält ihn fern vom Großmarkt und der Börse, indem er Teile des übrigen Produktes des Bauern nach der Ernte aufkauft, da der Bauer Bargeld braucht, und indem er häufig vor der neuen Ernte Lebensmittelvorschüsse dem Bauern gegen hohe Zinsen gibt, da dieser meistens mehr von seinen Produkten zu Geld machen muß, als er für das ganze Jahr entbehren kann. Und endlich sind 75% aller Bauern dieselbe Masse armer Zwergbauern und Pächter, wie vor Hunderten von Jahren. Die japanische Landwirtschaft, stark in „feudalen“ Wirtschaftsformen haftend, ist der Träger der alten Sitten und Lebensauffassungen. In der Tatsache einer noch in alten Formen arbeitenden Landwirtschaft und der Gleichzeitigkeit höchster technischer und kapitalistischer Verkehrs- und Wirtschaftsformen, ist ein gut Teil des „Geheimnisses“ des Doppelgesichtes und der Doppelsexistenz Japans begründet.

Solange aber die Landwirtschaft in ihrem jahrhundertealten Zustande verbleibt, trägt das Land immer wieder das alte Japan in die Städte hinein, durchsetzt es die modernen Formen, das moderne Denken der anderen Hälfte Japans mit den alten Ausdrucksformen seiner Lebensverhältnisse und Auffassungen. Gerade heute sind selbst in der Stadt starke Kräfte am Werke, die bewußt die neue Durchdringung des modernen Japans mit standfester, traditioneller bäuerlich-feudaler Geistes-

haltung im Sinne des „Nipponismus“¹⁾ betreiben, um so die Grundlage der Weltmacht Japan, wie sie hoffen, unerschütterlich zu machen.

Die Doppelexistenz Japans ist aber heute keine Synthese, wie oft geglaubt und noch häufiger gewünscht wird. Rein äußerlich gesehen ist sie zwar ein farbiger und ästhetischer Kompromiß; in Wirklichkeit aber ein sehr einseitiges Zwangsverhältnis zwischen Stadt und Land, bei dem die japanische Landwirtschaft, der Bauer, fast nur zu geben hat, aber keine vollen Gegendienste empfängt.

II. Klima und Arbeitsweise in Japan

Klimatisch ist die japanische Landwirtschaft ebenso begünstigt, wie Japan es geopolitisch in jeder Hinsicht ist. Die Üppigkeit der Vegetation, ihren stellenweise wirklich subtropischen Charakter verdankt Japan nicht so sehr den heißen Sommer- und mäßigen Wintertemperaturen, wie der außerordentlich großen und gut verteilten Feuchtigkeit, die warme Monsunwinde im Frühjahr und Sommer bringen. Daher ist Japans Klima gut geeignet, die eigentliche Sumpfpflanze, den Reis, als Hauptfrucht des Landes anzubauen²⁾.

Theoretisch liegt die Nordgrenze für den Reisbau sogar an der nördlichsten Spitze Hokkaidos, praktisch allerdings erheblich südlicher. (Die fortdauernden Mißernten und Hungersnöte in Tohoku, den nördlichen Provinzen der Hauptinsel Honshu, sind zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß man sich von der Reistradition verleiten ließ, in diesen verhältnismäßig jungen Anbaugebieten den theoretischen Möglichkeiten des Reises zu folgen, anstatt den günstigeren, praktischeren Möglichkeiten des Weizens und Roggens.) Die zweitwichtigste Pflanze der japanischen Landwirtschaft ist der Maulbeerstrauch, der Futterlieferant für die Seidenraupenzucht, die über 2 Millionen Bauernhaushalte, teils als wichtige Nebenarbeit, teils als Hauptbeschäftigung betreiben. Die Anbaugrenze für diesen Strauch liegt im nördlichen Teil der Hauptinsel Honshu. Gerste, Weizen, andere Getreidearten, Tee, Gemüse, süße Kartoffel und Früchte folgen in dieser Reihenfolge ihrer Wichtigkeit hinter den beiden Hauptprodukten der japanischen Landwirtschaft, zeigen einen fortdauernden Aufschwung und können noch in erheblich größeren Mengen vorwiegend als Zwischenernte angebaut werden.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, die treibhausähnliche Atmosphäre, aber auch der Arbeitsfleiß des japanischen Bauern erlauben durchschnittlich anderthalb Ernten jährlich. Das heißt im Süden sind zwei, stellenweise sogar drei Ernten, im Norden mindestens eine Ernte im Jahre möglich. Die Möglichkeit der Erhöhung dieses Durchschnittes ist durchaus noch vorhanden; sie gilt bei Verbesserung der Anbau-

1) Siehe Geopolitik, Heft 8 1935, R. S.: „Die japanische Wehrmacht“.

2) Über Klima und Fruchtbarkeit vgl. K. Haushofer „Japan und die Japaner“ und S. Nasu „Land utilisation in Japan“.

methoden als durchaus gesichert. Beeinträchtigt wird die Gunst des Klimas allerdings durch Sturm und Überschwemmungsgefahren, die im Herbst besonders groß sind und regelmäßig Schäden verursachen, die zwischen mehreren Millionen bis zu Hunderten von Millionen Verluste verursachen. Denn Japan liegt in der Taifunzone des Pazifischen Ozeans. Der große Taifun im Herbst 1934 verursachte sogar einen Schaden von rund 1 Milliarde Yen; reine Flurschäden machten ungefähr 200 Millionen Yen aus. Allerdings könnten staatliche Wasserbauten, Forstmaßnahmen usw. das Ausmaß dieser Schäden stark herunterdrücken.

Doch die natürlichen günstigen Bedingungen der Agrarwirtschaft werden durch den ausgesprochenen Gebirgs- und Hügelcharakter Japans eingeschränkt. Ein Blick auf die Karte zeigt die wenigen und verhältnismäßig kleinen landwirtschaftlichen Hauptebenen wie z. B. rings um Tokio; nördlich davon die Sendai-Ebene; das von mächtigen Gebirgen eingeschlossene Yamagata-Tal und weniger bedeutende Flächen um Aomori; an der Japan-See ist es die Niigata-Ebene und die schmale Toyama-Ebene; um Nagoya, Osaka, Kyoto und endlich im Süden auf der Kyushu-Insel liegen die anderen wichtigen landwirtschaftlichen Zentren. Das Gebirge läßt zwar zahlreiche, aber nur kleine Ebenen und Täler für landwirtschaftlichen Anbau frei. So beträgt denn auch die landwirtschaftlich bebaute Fläche Japans nur 16% der Oberfläche des eigentlichen Japans. Dieser kleine Prozentsatz bedeutet, daß nur rund 61000 qkm unter landwirtschaftlicher Benutzung stehen. Die bäuerliche Bevölkerung, die seit längerer Zeit beinahe stationär geblieben ist (das gewaltige Bevölkerungswachstum ließ die Städte anschwellen), macht heute noch 48% der Gesamtbevölkerung aus. Es müssen also rund 31 Millionen Menschen auf den 61000 qkm ein Volk von 70 Millionen ernähren. Das bedeutet, daß auf einen Menschen der landwirtschaftlichen Bevölkerung ein Stück Land in der Größe etwa 50×40 m kommt. Auf einen Bauernhaushalt entfällt ein Grundstück von etwas über 1 Hektar, genauer gesprochen von einer Größe von 110×100 m. Das nennen wir in Deutschland einen mittleren Hausgarten. Diese theoretisch als gleichmäßig verteilt angenommene Anbaufläche entspricht ungefähr der Größe, die in Japan als durchschnittliches Existenzminimum für einen Bauernhaushalt angesehen wird. Durchschnittlich ist die Existenz erst dann gesichert, wenn der Bauernhaushalt über einen Cho oder rund über 1 Hektar Boden bearbeiten kann.

In Wirklichkeit ist die Größe des von einem Bauernhaushalte bebauten Bodens sehr verschieden. Nach Angaben der offiziellen Statistik des Landwirtschaftsministeriums (unter Ausschluß von Hokkaido) ist die Größe des von dem Bauernhaushalte bearbeiteten Landes (die Zahl der Bauernhaushalte, die eine bestimmte Kategorie Land bearbeiten, ist in Prozentsätzen ausgedrückt) folgende:

	bis zu $\frac{1}{2}$ ha	$\frac{1}{2}$ bis 1 ha	1 bis 3 ha	3 bis 5 ha	5 und mehr ha
Prozentsatz der Bauernhaushalte	36 %	35 %	27 %	2 %	1 %

Die 36%, die unter einem halben Hektar Land bearbeiten, sind natürlich ausichtslose Zwergbetriebe, aber auch die nächsten 35% liegen unter dem allgemein als Existenzminimum angenommenen Grundstück. Von allen Bauernhaushalten sind infolgedessen 71% nie oder nur bei sehr günstigen Ernteverhältnissen in der Lage, durch landwirtschaftliche Arbeit ihre Existenz zu sichern. 26% der japanischen Bauernschaft gehören zu dem gesunden Bauernstande, der im allgemeinen existieren kann. Nur 2% können zum wohlhabenden und reichen Bauern gerechnet werden. Der restliche 1% gehört zur Kategorie der Großgrundbesitzer. Nach deutschen Begriffen ist der Großgrundbesitz allerdings recht klein. Die allergrößten Großgrundbesitzer nennen 2000 ha ihr eigen. Dennoch ist der Einfluß dieser Großgrundbesitzer wirtschaftlich und politisch außerordentlich stark. Der meiste Großgrundbesitz befindet sich in Hokkaido, in der Yamagata- und Niigata-Provinz, also überwiegend in Nordjapan, dem ehemaligen Kolonialgebiet Japans. Trotz aller vorhandenen individuellen Größenunterschiede geht schon aus den gegebenen Zahlen der vorherrschende Zwergcharakter der japanischen landwirtschaftlichen Betriebe deutlich hervor, und auf Grund dieser Kleinheit wird die außerordentlich schwere Lage der meisten Bauernhaushalte bereits in ihrer ersten Ursache verständlich¹⁾.

Dem aufmerksamen Beobachter fällt noch eine andere Eigenart der japanischen Agrarwirtschaft auf. Sie ist eine rein pflanzliche Wirtschaft, kennt so gut wie keine Arbeitstiere und erst recht keine großzügige Viehzucht. Hochtäler, Bergabhänge, Wildland wären an sich für eine ausreichende Schaf-, Ziegen- oder Rindtierzucht genügend vorhanden. Die fehlende Grasdecke (in Japan sind die Bergabhänge sehr häufig mit unverdaulichem Bambusgras bewachsen) ist kein ausschlaggebender Grund, sie auszuschalten, da gute Weideflächen in vielen Ländern ein Produkt großer Mühe- und Arbeitsleistung sind. Nach einer Zusammenstellung von Prof. Nasu²⁾ kommt auf rund 5 Bauernhaushalte ein einziges Stück Rindvieh, das fast ausschließlich als Arbeitstier dient. Genau so gering ist die Zahl der Pferde. Nur das Militär hat größere Pferdezucht. Noch schlimmer steht es mit dem Schweinebestand. Auf 9 Haushalte kommt durchschnittlich nur ein einziges Schwein. Geflügel ist etwas reichlicher vorhanden; und die Geflügel- wie Kaninchenzucht, die beide große Zukunftsmöglichkeiten haben, werden allmählich entwickelt. Sicherlich spielen beim Zurückbleiben aller Viehzucht religiöse, z. B. die buddhistische Lehre, oder abergläubische Motive wie z. B. die Tabu-Vorstellung, daß Blut unrein ist, eine gewisse Rolle; aber die heutige Einstellung des Durchschnittsjapaners zum Fleischgenuß ist bereits positiv, und er entsagt nur noch aus finanziellen Gründen. Die Hauptursachen für die mangelnde Entwicklung der Viehzucht dürften heute folgende sein: die Armut des Einzelbauern, der kein Vieh anschaffen kann; störende Besitzverhältnisse beim unbebauten Lande, die seine Verwandlung in Weiden erschweren; fehlende Zusammenarbeit in den Gemeinden und mangelndes staatliches

1) Prof. S. Nasu „Land utilisation in Japan“ 1929, S. 198.

2) Ebenda, S. 79.

Interesse und, auf Grund all dieser Ursachen eine völlig fehlende Beziehung zum Haustier im Gegensatz zur Pflanzen- und Blumenliebe der Japaner.

Eine weitere sehr deutliche Eigenart der japanischen Landwirtschaft ist das völlige Fehlen moderner Technik. Kraß stehen sich hierin Stadt und Land gegenüber. Rechts und links neben den Bahndämmen hochmoderner Schnellbahnen, unter den zahllosen Hochspannungsleitungen der vielen japanischen Überlandzentralen, dicht in der Nachbarschaft modernster Maschinenfabriken steht der Bauer im Reisfeld, zerdrückt jede einzelne größere Erdscholle, nach dem ersten Umbruch, der häufig mit der einfachen Hacke erfolgt, mit den Händen oder mit den Fußzehen; setzt er, bis zu den Knien im Wasser, mit der Hand die jungen Reispflanzen in den weichen Schlamm, oder jätet lange Tage und Abende mit den Fingern und einem Messer das Unkraut einzeln aus. Oder er betreibt mit seiner Muskelkraft ein Wasserrad zur Bewässerung seiner Felder, oder er schneidet die gereiften Grashalme Handvoll für Handvoll mit seiner kurzen Sichel. Das Dreschen des Reises geschieht in einer winzigen Holztrommel mit einer Handdrehvorrichtung, oder noch einfacher, die reifen Reiskörner werden über eine Stange geschlagen und die herausfliegenden Reiskörner in einem Bottich aufgefangen. Der Holzpflug ist noch genau derselbe wie schon vor Jahrhunderten. Höchstens die Eisenspitze ist etwas länger und stärker. Künstliche Düngemittel sind fast das einzige, was der japanische Bauer an modernen Arbeitsmitteln und Erfindungen in großem Maße anwendet; allerdings recht ungern, denn an diesen Düngemitteln haftet soviel moderne wirtschaftliche Erpressung, soviel Preistreiberei und Verschuldung, daß der Segen des Kunstdüngers, dem Japan seine noch immer mögliche Selbsternährung zum großen Teil verdankt, dem einzelnen Bauern auch als Fluch vorkommt. (Die japanische Kunstdüngerindustrie und der Düngerhandel sind besonders schlimm in der eben genannten Beziehung, und der Staat erweist sich immer wieder machtlos gegen ihren Egoismus.)

Es ist nicht richtig zu glauben, wie so oft behauptet wird, daß der intensive Reisanbau die Anwendung moderner Technik verbietet. In den Vereinigten Staaten und in Indo-China ist ihre Anwendung als möglich erwiesen worden. Sie ist dem japanischen Einzelbauern nur zu teuer, da er nie Geld, zuviel hungrige Mäuler, zu viele freie Arbeitshände in seiner Familie hat, die auf dem kleinen Grund und Boden nicht ausgenutzt werden können. Wozu da noch arbeitsparende Maschinen durch neue Schulden anschaffen! Die menschliche Arbeitskraft kostet in Japan sehr wenig. Auf dem Lande so gut wie nichts, wie allgemein in Asien.

Der Zwergbetrieb und die Hand als fast ausschließliches Werkzeug wie in der primitivsten Zeit der menschlichen Gesellschaft, sind zwei der auffallendsten Eigenarten der japanischen Landwirtschaft, zwei der deutlichsten Unterschiede zu der Größe der modernen Städte und Industriebetriebe und zu ihrer hoch komplizierten Technik.

(Fortsetzung in Heft 2)

ZBIGNIEW DOMANIEWSKI:

Japanische Einwanderung in Brasilien



Japans Imperialismus drängt heute mit steter, unheimlicher Zähigkeit auf dem asiatischen Festland in die an Naturschätzen reichen Gebiete. Japan führt auch Kampf gegen die abendländische Wirtschaftswelt. Es führt ihn auf allen Weltmärkten. Doch am interessantesten entfaltet sich dieser Wirtschaftskrieg in Brasilien, wo als Kämpfer nicht nur der asiatisch-japanische Industrielle, sondern der in Brasilien ansässige japanische Auswanderer auftritt.

Das Problem der japanischen Einwanderung beherrscht seit einigen Jahren stark das politische Leben Brasiliens. Die japanische Einwanderung nach den Vereinigten Staaten Südamerikas ist schon auf den ersten Blick etwas ganz Merkwürdiges. Während der Einwandererzufluß aus den europäischen Ländern infolge der schlechten

Wirtschaftslage in Brasilien in den letzten Jahren stark zurückgegangen ist, nahm der japanische Zustrom gleichzeitig eine stürmische Entwicklung an: von einigen tausend jährlich zu Beginn der zwanziger Jahre schwoll er auf rund 12 000 Köpfe im Jahre 1932, 20 000 im Jahre 1933 und schließlich an 30 000 im Jahre 1934. Die Gesamtzahl der in Brasilien ansässigen Japaner beträgt heute rund 170 000¹⁾, soweit auf Grund der lückenhaften brasilianischen Statistik eine Schätzung möglich ist.

Die japanische Auswanderung nach dem südamerikanischen Tropenreich ergießt sich vornehmlich in zwei Gebiete. Im Staate Pará besitzt Nippon ein geschlossenes Konzessionsgebiet von einer Million Hektar Ausdehnung. Dieses neueste, 1928 großartig gestartete Unternehmen der „Nambei Corporation“ mit 30 Mill. Yen Kapital ist jedoch heute von den 1934 erlassenen und 1935 durchgeführten Einwanderungsbeschränkungen nach Brasilien aufs stärkste bedroht. In voller Blüte dagegen befindet sich das Japanertum in Brasiliens reichstem Staate São Paulo, wo gegenwärtig 105 000, also über 90% der Auswanderer aus dem Reiche der aufgehenden Sonne in steigender wirtschaftlicher Konkurrenz mit den Brazilianern, Italienern, Levanтинern und Deutschen leben.

Die japanische Auswanderung nach São Paulo ist der vollkommen organisierte Aufmarsch eines Expansionsheeres der Weltmacht Japan. Alles wird hier von der Regierung in Tokio geleitet und finanziert, und zwar durch die halbamtliche, 1917 gegründete Gesellschaft „Kaigai Kogy Kabushiki Kaisha“, die die Auswanderung praktisch durchführt. Der Auswanderung selber und dem schon lebhaften Warenverkehr dient die Reederei „Osaka Shosen Kaisha“, die eine Flotte von insgesamt 90 000 t in den brasilianischen und La-Plata-Dienst eingestellt hat.

Auswanderergruppen verlassen Japan gewöhnlich, wenn die Kaigai einen Auftrag für Arbeitskräfte von paulistanischen Großbesitzern bekommt. Im allgemeinen übersteigt die brasilianische Nachfrage nach japanischen Landarbeitern die Auswahlmöglichkeiten der Kaigai. Im Jahre 1923 z. B. erhielt sie insgesamt 8200 „Bestellungen“, konnte aber nur 3800 Familien aus Japan der Landwirtschaft des Staates São Paulo zur Verfügung stellen.

Die Kaigai wählt ihre Leute (junge Familien) nach moralischer, patriotischer und physischer Eignung, befördert sie zum Arbeitsort und betreut sie während der ersten zehn Aufenthaltsjahre in Brasilien. Die Ankömmlinge beginnen größtenteils ihre neue Laufbahn entweder in den Gebieten der alten brasilianischen Großgüter der Kaffeekultur — im Nordostwinkel des Staates, der durch den Rio Pardo abgegrenzt ist, und im Gebiete der Eisenbahnlinie Araraquara—Rio Preto — oder in den Konzessionen der Kaigai an der Küste des Staates, wo auch japanische Fische-reien tätig sind, südwestlich von Santos.

Das altpaulistaner Kaffeeland ist das Ausmarschgebiet der japanischen Einwanderung im Staate São Paulo, weil es dem Japaner fast immer gelingt, nach

1) Vgl. hiergegen die Besprechung 1. des Herausgebers in Heft 12/1935 auf S. 844.

einigen Jahren harter Arbeit auf dem Großgut, dank seiner äußersten Sparsamkeit, gewinnreiche Kartoffel- und Gemüsekulturen in der Umgebung der Millionenstadt São Paulo aufzubauen oder eine eigene Landwirtschaft irgendwo im Staate zu gründen. Eine kleine Anzahl der Japaner zerstreut sich als Arbeiter oder Kleinunternehmer aller Art über ganz Brasilien. Sie sind dort einfach überall, aber niemand hat in Brasilien je einen herabgekommenen oder arbeitslosen Japaner gesehen, da im Fall eines Fehlschlags aus irgendwelchem Grunde, z. B. verlängerter Arbeitskrisis, die japanischen Auswanderungsgesellschaften die betroffenen Familien nach ihrer Inselheimat vertragsmäßig zurückbefördern.

Die unternehmungslustigen paulistanisch-japanischen Bauern streben vornehmlich dem Riesenfluß Parana zu, und zwar in zwei „Korridoren“, die sich längs den Eisenbahnlinien hinziehen: zwischen den Flüssen Paranapanema und do Peixe, zwischen dem sagenhaften Rio Tieté und Rio Aguapehy. Die Zwischenzone ohne Eisenbahn ist auf der brasilianischen Staatskarte noch weißer Fleck, wird aber allmählich gelbe Farbe annehmen: der japanische Vormarsch in dieses Gelände hat schon eingesetzt. Gleicherweise drängen die Japaner in das von europäisch-brasilianischer Bevölkerung längst kolonisierte Gebiet (Sorocaba), das wie eine Sperre zwischen den japanischen Siedlungen an der Küste und denen an den Zuflüssen des Parana liegt.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Karte des Staates São Paulo. Der Rio Tieté teilt das Staatsgebiet in zwei große Hälften: östlich liegt das Hauptgebiet der alten brasilianisch-italienischen Aufbauarbeit, die dem Staat seine wirtschaftliche Stellung in Brasilien geschaffen hat. Hier erlernt der frisch zugewanderte Kaigaimann während der wenigen Arbeitsjahre auf dem Großgut die Landessprache, hier wird der in der Heimat schwachgenährte Asiate dank des Überflusses an Lebensmitteln kräftig und widerstandsfähig, hier nimmt er willig die Ackerbaumethoden an — er bildet sich zum Pionier und Eroberer der Urgebiete aus und wandert dann über den Rio Tieté in den westlichen Teil des Staates, wo er in dieser wenig berührten Zone endgültig Wurzel als Kolonist schlägt.

Die Japaner widmen sich vorwiegend der Landwirtschaft, sie wandeln die Wildnis in fruchtbare Plantagen um; sie sind von sprichwörtlichem Fleiß, moralisch hochstehend und bringen überallhin steten Fortschritt im Aufbau des Landes, ohne der Staatsregierung die geringste Belastung finanzieller oder sozialer Natur zu verursachen; kurz sie wären die ideale Einwanderung nach São Paulo im Sinne des brasilianischen Staatsgedankens, wenn sie nicht eine Eigentümlichkeit hätten: die nationale „Unlöslichkeit“. Durch ihre geopolitisch wohldurchdachte Siedlung in geschlossenen, abgelegenen Gebieten, aber doch in steter Fühlung mit der japanischen Oberleitung und dank der eigenartigen Mentalität bleibt jeder einzelne Japaner für immer Japaner, gleichgültig ob er in Japan oder Brasilien geboren ist, sammelt sich zu Gruppen, in denen die einzelnen Familien zu kompakten „Zellen“ des Japanertums zusammenwachsen.

Diese „Zellenbildung“ wird leicht verständlich im Lichte der Statistik der Heiratsverträge, die in den Jahren 1917—1931 im Staate São Paulo unterzeichnet wurden (nach Lowrie): auf 830 japanische Staatsangehörige haben sich 632, also 76,1%, mit japanischen Staatsangehörigen, 168, also 20,2% mit brasilianischen, und 3,6% mit Angehörigen anderer Staaten verheiratet. Man darf jedoch hierbei nicht vergessen, daß das in Brasilien geborene Japanerkind nach brasilianischem Gesetz brasilianischer Staatsangehöriger ist; von diesen 20,2% aller Ehemänner, die als brasilianische Staatsbürger Staatsjapaner heirateten, waren bestimmt dreiviertel Japaner, die zwar in Brasilien geboren, aber japanisch-patriotisch erzogen worden sind, oder auch Einwanderer, naturalisierte brasilianische Staatsangehörige. Tatsächlich also haben während der Jahre 1917—1931 im Staate São Paulo über 90% der eheschließenden Japaner nur Rassen-genossen geheiratet. Es ist also klar, daß bei solcher Haltung der japanischen Einwanderer in Brasilien von rascher und widerstandsloser Einschmelzung der gelben Fremdlinge in die brasilianische Volkseinheit — was der brasilianische Staatsaufbau aufs stärkste fördern möchte — keine Rede sein kann: es bleiben also nur die japanischen „Zellen“ als feste Tatsachen zu behandeln.

Diese japanischen „Zellen“ in Brasilien — besonders Gruppen von Kolonisten — sind und bleiben Einheiten des Ganzen, das der japanische Generalkonsul in São Paulo als Feldherr der national-japanischen Expansionsarmee befehligt. Ein Beispiel veranschaulicht seinen unbeschränkten Einfluß auf die japanische Einwanderermasse in Brasilien: die Gattin des japanischen Generalkonsuls in São Paulo trat zur katholischen Religion über, und den Taufakt nahm in feierlichster Weise der brasilianische Primas vor. Diese Bekehrung beschleunigte den schon von oben längst angeregten Massenübertritt der japanischen Einwanderer zum Katholizismus; aber ein brasilianischer Politiker gab der skeptischen Meinung vieler Landsleute in folgender Warnung Ausdruck: „Der Massenübertritt zu unserem Glauben . . . ist aller Wahrscheinlichkeit nach von langer Hand vorbereitet . . . ist unaufrichtig, geschieht auf Befehl und hat den Endzweck, unsere Feindschaft gegen die imperialistische Durchdringung durch die Japaner zu mildern oder gar einzuschläfern.“ — Diese moralische Diktatur des japanischen Generalkonsuls ist nur möglich durch die Vorarbeit der „São Paulo Fukeiwei“, der „Gesellschaft der Freunde der japanischen Schule“. Sie pflegt und überwacht die national-japanische Erziehung der Einwandererkinder und betreut im Staate insgesamt 205 Lehranstalten.

Zur Kennzeichnung der politischen Haltung des japanischen Einwandertums in Brasilien teilen wir hier einige Stellen aus einem Briefe mit, den ein brasilianischer Staatslehrer einer „Zelle“, am 12. April 1935, in Brasiliens bedeutendster Zeitung „Jornal de Commercio“ veröffentlicht hat:

„Die Japaner bauen Reis, Bohnen, Mandioka, sehr viel Tee und züchten Seidenraupen. Im Bau der Häuser ist große Nachlässigkeit zu bemerken; sogar die Wohnungen älterer Kolonisten haben nur improvisierten Charakter, aber nirgends fehlen an den Wänden die Bilder des Kaisers und der drei Helden von Shanghai, noch auch eine Kiste mit Büchern und Zeitungen in der Sprache des Landes der aufgehenden Sonne.“

„Das in Brasilien geborene Japanerkind besucht bereits früh die brasilianische Staatsschule, da nach diesem Anfangsunterricht der junge Japaner im Alter von 10 Jahren schon zum genaueren Studium der japanischen Sprache übergeht. Noch Schüler der Staatsschule, beginnt er die japanische Schule, ‚Nihon Gakko‘, zu besuchen. Dort erlernt der junge Japaner all das, was nötig ist, um mit der Sprache und Geschichte des großen Japan eng vertraut zu werden,

nimmt den Geist von Büchern auf, die in Japan unter Kontrolle der Regierung herausgegeben sind; er atmet den Duft ein, der ihn im neuen Japan, „Shin Nihon“, wenn es sich auf südamerikanischen Boden einst verwirklichen wird, heimatlich anmuten soll.“

„Ist das Studium in der Nihon Gakko vorüber, dann wird der nippobrasilianische Jüngling Mitglied von „Sinekwei“, also der „Gesellschaft der Jungen Männer“. Hier in der Atmosphäre von Sport und Spiel und Versammlungsdiskussionen vergißt er die brasilianische Landessprache, das Portugiesische, das er früher in den vier Jahren staatlicher Volksschule beherrscht hat. Er formt sich, obschon Brasilianer nach Geburt und Gesetz, endgültig zum Japaner, der nur an japanischem Sport sich beteiligt, Bücher und Zeitschriften Groß-Japans liest, unter fortschreitender Beherrschung der japanischen Sprache — der jüngeren Generation ein herrliches Beispiel der Liebe zur japanischen Urheimat und der Abneigung gegen das Geburtsland Brasilien.“

Diese Anklage richtet sich gegen die Siedlung Registro, im abgelegenen Winkel des Staates São Paulo, dicht an der Mündung des Rio da Ribeira in das Meer. Ihre Bevölkerung besteht fast völlig aus Japanern, 430 Familien. Eine kleine japanische Insel in der unberührten Wildnis brasilianischer Abgeschiedenheit.

Registro ist eine Musterleistung der Kaigai. Im Gebiet der 50 000 ha der Konzession entstanden innerhalb einiger zehn Jahre: Elektrizitätswerk, Hospitäler, Kirchen, Schulen, Zoo-technisches Institut, 300 km Landstraßen, 34 km Eisenbahn und der Hafen am Ribeira, dessen Handelsumschlag sich von 395 000 Milreis im Jahre 1920 auf 2 196 000 im Jahre 1931 anstieg. Keine Kolonisationsgesellschaft europäischer Nationalität kann etwas Ähnliches aufweisen.

Die Japaner sind in Brasilien wirtschaftlich den europäischen Einwanderern und den Brasilianern entschieden überlegen, ja, sie sind auf vielen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens schlechthin konkurrenzlos, sie erobern langsam und stetig den brasilianischen Arbeits- und Handelsmarkt mit ihren Arbeitern und ihren in Brasilien erzeugten Produkten. Dazu geht die Ausfuhr der von Japanern in Brasilien erzeugten Produktion wieder nur über japanische Firmen, auf japanischen Schiffen, und so schließt sich der Kreis: Die Erde gehört dem Japaner, die Frucht seiner Arbeit verdrängt entweder andere Brasilienbewohner vom Markt oder geht in die Hände der japanischen Exporteure in Brasilien über; das so verdiente Geld, sowohl Kolonistensparnisse wie auch Handelsgewinne, fließt den Banken in Japan zu.

Der Japaner ist also „national unlöslich“, bleibt für immer Japaner und bildet seine „Inseln“, Zellen einer kaiserlich-japanischen Organisation, die an Mitgliederzahl und Besitzausdehnung gerade in dem Lande ständig wächst, das er wirtschaftlich erobern will. Die japanische Einwanderung ist also für die ganze nicht-japanische Welt in Brasilien eine direkte wirtschaftspolitische Gefahr.

Als diese Tatsache sich klar und unzweifelhaft in Brasilien abzuzeichnen begann, setzte prompt die Reaktion der politischen Kreise Brasiliens ein. Da aber — der brasilianischen Mentalität gemäß und aus außenpolitischen Rücksichten — eine antijapanische Demonstration vermieden werden sollte, betonte man öffentlich und deutlich, daß auch der europäische Einwanderer dem Brasilianer starke Konkurrenz mache, daß er ebenso wie der Japaner in geschlossenen Gebieten Brasiliens zu siedeln pflege. Folgerichtig wurde die Idee einer eigenen Kolonisation des Binnenlandes in den Vordergrund der brasilianischen Bevölkerungspolitik geschoben, und

die ganze fremde Einwanderung als für Brasilien schädlich bezeichnet. Die neue Verfassung setzte im Jahre 1934 als Ergebnis dieser politischen Entwicklung spärliche Einwanderungsquoten fest, in der Höhe von nur 2% der Gesamtzahl der in Brasilien schon ansässigen Staatsangehörigen des betreffenden Landes. Sie bestimmte ferner, daß Einwanderer derselben Nation nicht in geschlossenen Gebieten auf brasilianischem Boden sich konzentrieren dürften und legte der Regierung die Pflicht auf, die Ankömmlinge so zu verteilen, daß die Verschmelzung mit der Masse der Einheimischen möglichst schnell und widerstandslos vor sich gehe. Die Quote für Japan beträgt jetzt kaum 3500 Einwanderer pro Jahr, was einen Sturz aus der Riesenhöhe der Ziffern der vergangenen Jahre bedeutet.

Es würde nun zu weit führen, die Gründe darzulegen, die zu der Behauptung führten, daß diese Einwanderungsbestimmungen hauptsächlich eine Reaktion auf Japans Tätigkeit in Brasilien seien. Unerläßlich ist nur der Hinweis, daß sofort nach der Abstimmung über die neue Verfassung der japanische Botschafter in Brasilien sein Rücktrittsgesuch eingereicht hat, mit der Begründung, daß er „der Heimat schlecht dienen könnte“. Japan hat also die brasilianischen Einwanderungseinschränkungen trotz ihrer allgemeinen Fassung als gegen seine Auswanderung gerichtet aufgenommen.

Die Eingangstore Brasiliens wurden 1934—1935 durch die Bestimmungen der neuen Verfassung der japanischen Einwanderung praktisch fast völlig gesperrt und ihre Organisation auf brasilianischem Boden aufs schwerste betroffen. Hat aber Japan seine weitschauenden Pläne sofort endgültig zu den Akten gelegt? — Es gibt genug Anzeichen, daß dies nicht zutrifft; es ist auch nicht anzunehmen, daß der brasilianische Verfassungsdamm eine nachhaltige Widerstandskraft gegen die andrängende gelbe Flut zeigen werde.

Viele brasilianische Politiker — wenn auch nur eine Minorität — stehen auf dem Standpunkte, daß die japanische Einwanderung keine imperialistische Durchdringung Brasiliens bedeute, sondern ein für Brasilien günstiges Element im nationalen Aufbau. Zu den Verfechtern dieser Anschauung muß man auch einige Männer aus höheren Regierungskreisen zählen. Übrigens war der Vorentwurf zu den Einwanderungsbestimmungen in der neuen brasilianischen Verfassung, den die Regierung des Dr. Getulio Vargas der Nationalen Versammlung vorlegte, viel milder als die endgültig angenommene Form. Der versöhnliche Geist in den Einwanderungsparagraphen, so wie die Regierung ihn der Versammlung suggerieren wollte, wurde erst im Laufe der Verfassungsdebatte, zweifellos auch unter dem Druck der Presse, in starre Feindseligkeit umgewandelt.

Die neue brasilianische Verfassung ist schon heute, nach anderthalb Jahren, in den Ruf der Lebensunfähigkeit in vielen Punkten gekommen. Abänderung steht zu erwarten, und tatsächlich lauert Japan auf diesen Augenblick in Erinnerung an die versöhnliche Haltung der Regierungskreise in der Einwanderungsfrage.

RAYMOND PEARL¹⁾: **Krieg und Übervölkerung**

(Übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von Adolf Meyer)

In jedem größeren Kriege der Neuzeit hat der Angreifer als erstes und vornehmstes Motiv für sein natürlich nur widerstrebendes Abweichen vom Pfade des Friedens die Notwendigkeit angegeben, mehr Lebensraum für sein Volk schaffen zu müssen. Er fordert die Welt auf, zwei Gemälde zu betrachten, die er nebeneinander stellt:

Das eine zeigt ein in Armut verstricktes und so zusammengeballtes Volk, daß selbst die bescheidenste Lebenshaltung nicht mehr möglich ist. Das eigene Land ist nicht groß genug, um sich noch irgendwie ausbreiten zu können. Seine Hilfsquellen sind völlig ungenügend; es kann sich nicht so unterhalten, wie es unterhalten werden sollte.

Das andere Gemälde zeigt reiche, schöne und spärlich bevölkerte Länder, die irgendjemandem sonst gehören. Ihre selbstsüchtigen und aufgeblasenen Eigentümer machen nur einen völlig unangemessenen Gebrauch von ihren Reichtümern, zumal sie auf den prächtigen Höhen des Reiches sitzen und sich am Elend ihrer armen, aber würdigen Knechte weiden. Dieses Gemälde hat den Sinn, Euern gerechten Zorn zu erregen, damit Eure Sympathien, Euer Benzin, Eure Munition und schließlich selbst das Lebensblut Eurer Landsleute im Sinne des Künstlers, der solche Bilder malte, eingesetzt werden.

Viele verschiedene Meinungen sind darüber geäußert worden, wieviel wirkliche Wahrheit in einer solchen zu Herzen gehenden Geschichte zum Ausdruck kommt. Einige Schriftsteller haben gesagt, daß es in unserer fortgeschrittenen und aufgeweckten Welt keine Übervölkerung gebe und auch gar nicht geben könne, — ausgenommen vielleicht solche unbedeutenden und närrischen Anhäufungen, die es versäumt haben, sich der Segnungen des industriellen Lebens zu bedienen. Andere versichern dagegen, daß der Bevölkerungsdruck nicht nur eine entsetzliche Wirklichkeit in einem großen Teil der Welt darstellt, sondern auch das ernsteste Problem bedeutet, dem sich die Intelligenz der Menschheit gegenübergestellt sieht. Weitere widerstreitende Meinungen gruppieren sich zwischen diesen Extremen. Wir wollen daher einmal eine objektive und realistische Prüfung der Tatsachen versuchen und die Bevölkerungsdichte auf einer weltweiten Grundlage betrachten.

■

1) Dr. Pearl ist Professor der Biologie in der Medizinischen Fakultät der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore, USA. Er gehört zu den ersten Autoritäten in der Welt auf dem Gebiete der Bevölkerungsbiologie und der vitalen Statistik. Seine im folgenden vorgetragenen Argumente sprechen eine unmißverständliche Sprache für alle, die denken können und guten Willens sind. Das Streben Deutschlands, Italiens und Japans nach kolonialer Gleichberechtigung und Betätigung erweist sich als bevölkerungspolitische Notwendigkeit. Der Übersetzer.

Die gesamte Oberfläche der Erde beträgt in roher Schätzung rund 500 000 000 qkm. Von dieser Gesamtfläche nehmen die Ozeane nach Schätzung der Geographen und Geologen jedoch etwa 72 % oder zwischen 350 und 360 000 000 qkm ein und lassen nur 28 % oder ungefähr 140 000 000 qkm für die Landflächen übrig. Das sind natürlich nur angenäherte Schätzungen. Eine neue sorgfältige Überprüfung, die auf einer Summierung aller offiziellen Angaben für die politischen Landgebiete der Erde beruht, ergibt rund 135 000 000 qkm für die gesamte Landfläche der Erde.

Keineswegs sind natürlich alle diese Gebiete für Menschen bewohnbar. Klimatische, topographische und rein physikalische Faktoren schließen wesentliche Teile von ihnen für dauernde menschliche Besiedlung aus. Fernerhin berücksichtigen in vielen Fällen die gegebenen Landschätzungen nicht die Seegebiete und andere Inlandgewässer. Diese werden zwar zweifellos in gewisser Beziehung ein wenig zur menschlichen Existenzermöglichung beitragen. Allein außer in ganz unbedeutenden Ausnahmefällen können Menschen auf der Oberfläche von Seen dauernd genau so wenig wohnen, wie auf der Oberfläche von Ozeanen.

Fernerhin können bestenfalls nur ganz außerordentlich dünn gesäte menschliche Bevölkerungen dauernd in echten Wüstengebieten leben. Ein kompetenter Beurteiler hat unlängst geschätzt, daß gegenwärtig „ein Viertel der Landoberfläche der Erde und fast ein Viertel des kontinentalen Gebietes der Vereinigten Staaten trocken oder halbtrocken sind“. Andere Autoritäten halten dafür, daß, wenn die halbtrockenen Gebiete einbezogen werden, die für die Vereinigten Staaten gegebenen Schätzungen mehr als ein Viertel betragen müßten. Augenscheinlich übertreffen also die rund 135 000 000 qkm der Landoberfläche der Erde ganz beträchtlich das für Menschen bewohnbare Gebiet.

Noch ein anderer Gesichtspunkt verlangt Berücksichtigung bei unseren Überlegungen: die grundlegend wichtige Unterscheidung nämlich zwischen bloßem Leben oder Vegetieren („living“) und der Gewinnung eines wirklich ausreichenden Lebensunterhaltes oder einer menschenwürdigen Existenz („getting a living“). Vor einigen Jahren war es ein beliebter Schwindel, an unkundige und arglose Städter Landparzellen in den abgelegenen Kieferneinöden des nördlichen Teiles der unteren Halbinsel von Michigan zu verkaufen. Die armen Käufer mußten bald die Unmöglichkeit feststellen, durch Siedlung auf diesem Land ihren Lebensunterhalt zu gewinnen; denn es wuchs dort nicht genug für ihren Unterhalt. Überall in der Welt gibt es ähnliche Gebiete, die der menschlichen Existenz zwar keine absoluten physischen Hindernisse entgegensetzen, in denen aber auch die blühendste Phantasie nur einigen wenigen, wenn überhaupt einigen menschlichen Wesen den Lebensunterhalt sicherstellen kann.

Auf den 135 000 000 qkm Landfläche, die wir auf diesem Planeten zusammenrechnen können, wobei wir allerdings etwaige Beschränkungen und Ungeeignet-

heiten für menschliche Wohnzwecke außer Betracht lassen, leben heute mehr als 2 073 000 000 Menschen — Männer, Frauen und Kinder. Eine einfache arithmetische Berechnung ergibt dann eine durchschnittliche Bevölkerungsdichte von ungefähr 15 Menschen auf den Quadratkilometer. Das bedeutet, daß bei einer gleichmäßigen Verteilung der berechneten Landfläche jeder Mann, jede Frau und jedes Kind in der Welt rund 6,5 ha erhalten würde, was offenbar für eine bescheidene Hühnerfarm genug sein würde.

Allein wie gesagt, nicht die gesamte Landfläche des Erdballs ist für Hühnerfarmen oder ähnliches geeignet. Gegenwärtig würde eine vorsichtige Schätzung wahrscheinlich ergeben, daß nicht mehr als die Hälfte der statistisch errechneten 6,5 ha brauchbar sein würde, um für den Unterhalt eines jeden Gliedes der Weltbevölkerung Land zu liefern, das wertvoll genug ist, um tierische, pflanzliche und mineralische Erzeugnisse zu liefern, die direkt oder indirekt menschliches Leben ermöglichen.

Nach der Schätzung von 1930 kommt die Bevölkerungsdichte der Vereinigten Staaten, 15,7 Menschen auf den Quadratkilometer, der für die Welt als ganzes geschätzten Zahl sehr nahe. Wenn man daher den eigenen persönlichen Eindruck von der Bevölkerungsdichte dieses Landes zugrunde legt, wobei man natürlich nicht vergessen darf, daß die Städte genau so gut wie die Landgebiete in Rechnung zu stellen sind, dann kann man sich ein ungefähres Bild davon machen, was die ganze Welt für die menschliche Bevölkerung und die ihr zur Verfügung stehenden Landflächen bedeutet.

Die Bevölkerung und die Landgebiete der Erde verteilen sich folgendermaßen nach den Kontinenten: Europa ist der am dichtesten bevölkerte Kontinent mit etwa 10 180 700 qkm, 517 000 000 Einwohnern und einer durchschnittlichen Dichte von ungefähr 51 Menschen auf den Quadratkilometer. Zunächst kommt dann Asien, der größte aller Kontinente, mit 42 530 000 qkm, ungefähr 1 154 000 000 Einwohnern (mehr als die Hälfte der augenblicklichen Gesamtbevölkerung der Erde) und einer durchschnittlichen Dichte von etwa 27 Menschen je Quadratkilometer. Der Rest der Welt liegt unter diesen gewaltigen Durchschnittsdichten. Nordamerika (einschließlich Zentralamerika) ist der drittdichtest bevölkerte Kontinent mit etwa 8 Menschen auf den Quadratkilometer. Afrika und Südamerika liegen wieder unter Nordamerika, da jeder dieser Kontinente roh geschätzt eine durchschnittliche Bevölkerungsdichte von etwa 4,5 Menschen pro Quadratkilometer besitzt. Australien und Ozeanien haben eine ebenso roh geschätzte durchschnittliche Bevölkerungsdichte von nur etwa 1 Mensch auf den Quadratkilometer.

Wenn wir uns jetzt einzelnen Ländern zuwenden, dann finden wir unter den größeren politischen oder „nationalen“ Gliederungen der Erde und ihrer Bevölkerung folgende zwanzig Länder als die am dichtesten bevölkerten:

Land	Menschen pro qkm	Land	Menschen pro qkm
Belgien	269,2	Polen	85,1
England und Wales	263,4	Dänemark	84,8
Niederlande	253,5	Österreich	80,3
Japan (das eigentliche)	172,8	Frankreich	75,7
Deutsches Reich	139,8	Indien	75,0
Italien	136,9	Portugal	73,9
China (das eigentliche)	115,1	Rumänien	59,1
Tschechoslowakei	104,4	Bulgarien	58,8
Schweiz	98,1	Jugoslawien	56,0
Ungarn	93,0	Griechenland	50,6

Diese Tabelle bringt dem Laien in Bevölkerungsfragen einige Überraschungen. Zunächst einmal sind China und Indien entgegen der populären Auffassung nicht die am dichtesten bevölkerten Länder der Erde. China steht an siebenter und Indien erst an fünfzehnter Stelle in unserer Liste der Zwanzig. Gegenwärtig hat nur eine kleine Provinz von China (Kiangsu, die Küstenprovinz mit den großen Städten Nanking, Soochow und Shanghai) mit ihren 345 Menschen auf den Quadratkilometer eine größere Dichte als Belgien.

Um ein uns näher gelegenes Beispiel zum besseren Verständnis für die Möglichkeiten menschlichen Gewimmels zu wählen, wollen wir Bermuda betrachten. Der amerikanische Tourist würde niemals auf die Idee kommen, daß die Bevölkerung dieser kleinen Insel enger zusammengepreßt ist, als die „wimmelnden Millionen“ in solchen Provinzen Chinas wie Kiangsu. Dennoch lebten in Bermuda nach der Schätzung von 1931 mehr als 562 Menschen auf den Quadratkilometer, ungefähr ein und zwei Drittel mal soviel Einwohner auf der Einheitsfläche als in der am meisten bevölkerten Provinz von China. Dieser Vergleich hat nur Sinn im Hinblick auf die Bevölkerungsdichte. Obgleich Bermuda ein sehr kleines Gebiet ist und eine kleine absolute Bevölkerungsmenge hat, leben hier unter den heutigen Verhältnissen doch fast zweimal soviel Personen auf dem Quadratkilometer in einem sehr hübschen Grade von Wohlstand und Glück, wie in Chinas am meisten bevölkerter politischer Provinz dahinvegetieren.

Weil China sooft als „übervölkert“ hingestellt worden ist, wollen wir die diesbezügliche Lage in einigen anderen Provinzen als Kiangsu prüfen. Kwangtung, die südlichst gelegene Küstenprovinz, zu der die Stadt Kanton gehört, hat ein Gebiet von ungefähr 260 000 qkm und eine Bevölkerung von ungefähr 142 Menschen pro Quadratkilometer. Jedoch Rhode Island mit einer Bevölkerungsdichte von 248 pro Quadratkilometer, Massachusetts mit 203 und New Jersey mit 207 sind jedes für sich ganz erheblich dichter besiedelt.

Man wird uns vielleicht entgegenhalten, daß alle Bevölkerungsangaben für China nicht auf exakten Zählungen beruhen, sondern reine Schätzungen darstellen. Das ist wahr. Es wäre denkbar, daß in den Provinzen Chinas eine größere Bevölkerung lebt, als hier angegeben ist. Nichtsdestoweniger beruhen die hier gemachten Angaben auf der besten Beurteilung nicht nur der am meisten zuständigen Autoritäten

in China selbst, sondern auch überall anerkannter Statistiker von Ruf. So dürften sie der Wahrheit wahrscheinlich sehr nahekommen.

Indien gilt in der öffentlichen Meinung als das nach China nächst dicht bevölkerte Land. Da es fast seine gesamte Bevölkerung zählt und nur bei einem kleinen Bruchteil auf Schätzung angewiesen ist, so können seine Censusberichte als zuverlässig angesehen werden. Die Angaben besagen, daß Indien als Ganzes eben über 75 Menschen pro Quadratkilometer besitzt, was wesentlich dieselbe Bevölkerungsdichte bedeutet, wie Frankreich sie hat. Jedoch sind beträchtliche Teile der Landfläche Indiens Dschungel, Wüsten und andere Hindernisse, also nicht imstande, großen menschlichen Bevölkerungen Unterkommen zu gewähren. Einige Gebiete dieses großen Landes sind infolgedessen viel dichter besiedelt, als es die verhältnismäßig bescheidene Angabe von 75 ahnen läßt; diese Dichte für das Land als Ganzes wäre nämlich geringer als die der Staaten New York (101), Pennsylvania (83) oder auch die der schon erwähnten Neuenglandstaaten.

Das einzige politische Gebiet in Indien mit mehr Personen je Quadratkilometer, als sie Belgien oder England und Wales besitzen, ist Cochin, das eine Fläche von annähernd 3850 Quadratkilometer einnimmt, also nur etwas größer als Rhode Island und beträchtlich kleiner als Delaware ist. Cochin hat eine Bevölkerungsdichte von 313 Menschen auf dem Quadratkilometer. England hat ohne Wales 287 Menschen und ist bestimmt dichter besiedelt als Travancore mit 257, Bengal mit 237, und viel mehr als die Vereinigten Provinzen mit 170, der Punjab mit 88, Baroda mit 115, Mysore mit 86, Hyderabad und die Präsidentschaft Bombay mit je etwa 67 Menschen pro Quadratkilometer.

Weil China und Indien zusammen ungefähr zwei Fünftel der gesamten Bevölkerung der Welt besitzen, deshalb wird allgemein geglaubt, daß sie auch die am dichtesten bevölkerten Gebiete der Erde sein müßten. Allein das ist ganz offensichtlich nicht der Fall. Die Entwicklung von Industrie und Handel — die Lieferung von Materialien und Energie in verkäuflicher Form und die parallele Zunahme leichterer und billigerer Methoden des Transportes und der Verteilung — haben in der westlichen Welt in gewissen Gegenden zu einer solchen Bevölkerungsanhäufung in Städten geführt, daß sie die größten Bevölkerungsdichten des Ostens weit übertrifft.

Wenn wir die ganze Welt in Betracht ziehen, müssen wir feststellen, daß das Anwachsen der Verstädterung noch keineswegs sein Ende erreicht hat. Während der Depressionsjahre gab es ganz gewiß einige Anzeichen für die entgegengesetzte Tendenz in den Vereinigten Staaten — das Volk kehrte aufs Land zurück —, allein darin drückte sich wahrscheinlich nur eine zeitbedingte Reaktion auf außergewöhnliche wirtschaftliche Verhältnisse aus. Aber in einem weiten Sinne ist wohl die größte Überraschung, die man der Landwirtschaft in den letzten fünfzig Jahren, und zwar nicht nur in den Vereinigten Staaten oder

in Kanada und Argentinien, sondern ganz allgemein überall in der Welt bereitet hat: daß die Fortschritte der Wissenschaft, der veredelten Technik und der reicheren Anwendung von Maschinenkraft es weniger Menschen ermöglichen, von allen Dingen mehr zu erzeugen als es früher der Fall war. Das bedeutet, daß landwirtschaftliche Gebiete — und dasselbe gilt auch von Bergwerksbezirken — in ihren eigenen Bereichen und Geschäften eine weniger dichte Bevölkerung benötigen und ihnen dennoch ein reichlicheres Leben bereiten können.

Vom Standpunkt der Bevölkerungsdichte führen solche Bewegungen zu einem seltsamen Paradoxon. Soziale und wirtschaftliche Kräfte und Denkweisen, die grundsätzlich wesensgleich sind — nämlich die Anwendung neuer Entdeckungen, verbesserter Maschinen, besserer Verkehrs- und Verteilungsmöglichkeiten mit dem Ziele, einen besseren Lebensunterhalt zu gewinnen —, wirken sich in entgegengesetzten Richtungen aus, je nachdem man sie auf Landwirtschaft und Industrie anwendet oder sie unter dem Gesichtspunkt des Volkswachstums betrachtet. Einerseits läuft die Bewegung in Richtung auf eine immer noch niedrigere Bevölkerungsdichte in landwirtschaftlichen Gebieten, die sowieso schon die am dünnsten besiedelten Gebiete desjenigen Teiles der Erdoberfläche sind, der überhaupt imstande ist, eine nennenswerte Bevölkerung zu ernähren. Andererseits besteht ein Zug zu immer noch höherer Dichte — ein immer noch größer werdendes Gewimmel — in den städtischen Industriezentren, die sowieso schon am dichtesten bevölkert sind. Das Paradoxe liegt dabei darin, daß es im Grunde dieselben Kräfte sind, die diese verschiedenen Ergebnisse hervorbringen.

Dasselbe Prinzip läßt sich in beträchtlichem Umfange auch auf die Beziehungen zwischen den Mutterländern und ihren Kolonien oder sonstigen Einflußsphären anwenden. Dichtbevölkerte Länder auf kleinem Raum, wie die europäischen Länder und Japan, sind hochindustrialisiert und kommerzialisiert. Sie fordern mehr Land für die Ausbreitung ihres Volkes. Aber ihre Volksgenossen denken im allgemeinen nicht daran, die Heimat zu verlassen und in irgendwie nennenswertem Maße in den weiten aber dünn bevölkerten, ihnen zur Verfügung stehenden Gebieten zu siedeln. Italien hat z. B. bis zum Kriege nur etwa 8000 Italiener in allen seinen afrikanischen Kolonien zusammen untergebracht. Im deutschen Kolonialreich gab es ferner am 1. Juli 1914 auch nur rund 24 000 deutsche Einwohner¹⁾.

Der Grund dafür — und viele andere gleichsinnige Beispiele könnten noch angeführt werden — beruht darauf, daß der Fortschritt von Wissenschaft und Technik auf der einen Seite in wachsendem Maße Gelegenheiten bringt, in welchen der Ein-

1) Das war vor dem Kriege, als eine Arbeitslosigkeit in Deutschland unbekannt war und zudem noch ein reicher Auswanderungsstrom nach Nordamerika bestand. Hätten wir in den arbeitslosen Jahren der Nachkriegszeit unsere Kolonien noch zur Verfügung gehabt, so hätte sich diese Zahl wohl sehr rasch geändert. Der Übersetzer.

zelmensch für sich selbst — ob mit Recht oder Unrecht, tut nichts zur Sache — verhältnismäßig angenehme Daseinsmöglichkeiten im Heimatland erblicken kann, während sich auf der anderen Seite die günstigen Gelegenheiten für eine ähnlich angenehme Existenz in den Kolonien durch deren Ausbeutung im Interesse der Vermehrung des allgemeinen Wohlstandes vermindern.

Das Seelenleben der Völker ist genau so verwickelt wie das der Einzelmenschen. Auch die Nationen haben ihren Stolz. Aber sie sind nicht blind gegen die Schwierigkeiten, ihre Volksgenossen zu veranlassen, in die Kolonien zu gehen. In Wirklichkeit wünschen sie Kolonien, um ihren Wohlstand zu vermehren. Wenn sie die Welt überblicken, dann nehmen sie eine ungleichmäßige Verteilung der reicheren Länder wahr. Das kommt in den folgenden Tabellen zum Ausdruck, die sich mit neun politischen Großgebilden befassen, die insofern Reiche („empires“) genannt werden, als immer alle ihre Länder und Völker unter der direkten, vollständigen oder teilweisen politischen Aufsicht eines einzelnen Landes stehen, das hier wie üblich das „Heimatland“ genannt ist:

Tabelle 1
Gebiet, Bevölkerung und Bevölkerungsdichte von neun „Reichen“

„Reich“	Gebiet (qkm)	Prozent der Welt-Land- fläche	Bevölkerung	Prozent der Weltbevöl- kerung	Weltreich- dichte (Personen pro qkm)
Britisches	33 768 058	25,21	496 344 556	23,94	14,7
Russisches	21 338 233	15,93	165 778 400	8,—	7,7
Französisches	12 037 315	8,99	105 444 795	5,09	8,7
U.S. Amerikanisches	9 678 813	7,23	137 904 330	6,65	14,2
Italienisches	2 570 732	1,92	45 105 638	2,17	17,5
Belgisches	2 407 187	1,80	17 733 041	0,85	7,3
Portugiesisches	2 195 643	1,64	15 738 954	0,76	7,1
Holländisches	2 072 673	1,55	69 260 628	3,34	33,3
Japanisches (einschl. Man- schukuo)	1 872 603	1,40	129 783 555	6,26	69,0
Alle Reiche zusammen	87 941 257	65,67	1 183 093 897	57,06	13,4
Übrige Welt	46 010 656	34,33	890 250 321	42,94	19,3
Gesamtwelt	133 951 913	100	2 073 344 218	100	15,4

Tabelle 2
Gebiet, Bevölkerung und Dichte der Heimatländer der neun Imperien

Heimatland	Gebiet (qkm)	Prozent des Weltgebietes	Bevölkerung	Prozent der Weltbevöl- kerung	Dichte
Belgien	30 485	0,023	8 247 950	0,40	296,3
Holland	33 567	0,024	8 290 389	0,40	253,5
Großbritannien	229 761	0,17	44 888 377	2,17	194,5
Japan	382 116	0,29	68 194 900	3,29	177,7
Italien	309 937	0,23	42 621 000	2,05	136,9
Frankreich	550 574	0,41	41 834 923	2,02	75,7
Portugal	91 884	0,069	6 825 883	0,33	73,9
Vereinigte Staaten v. Amerika	7 836 357	5,85	122 775 046	5,92	15,6
Europäisches Rußland	4 760 465	6,79	133 769 700	6,45	27
Total	18 562 722	13,86	477 448 168	23,03	25,6

Diese Tabellen offenbaren uns vollkommen einwandfrei eine der mächtigsten Ursachen, die zu Kriegen führen. Neun Nationen mit 23% der Weltbevölkerung, die selbst auf nur 14% ihres gesamten Landgebietes wohnen, kontrollieren 66% alles in der Welt vorhandenen Landes und in mehr oder weniger starkem Maße das politische Leben von 57% aller Menschen. Wenn man Rußland und die Vereinigten Staaten aus dieser Reihe herausnimmt, wofür es gute Gründe gibt, dann kontrollieren die übrigbleibenden sieben Nationen mit etwas über 11% der gegenwärtigen Weltbevölkerung auf weniger als 1¼% des ihr zur Verfügung stehenden Landes annähernd 42% aller Länder und Völker der Erde.

Der Gegensatz zwischen den ersten vier „Imperien“ der Tabelle 1 und den anderen fünf springt in die Augen. Jedes dieser vier Imperien hat einen noch größeren Anteil an den Ländern der Erde als an ihrer Bevölkerung. Zusammen kontrollieren diese vier über 57% von der Landfläche der Welt. Ist es dann ein Wunder, daß Japan, Deutschland und Italien unruhig und unzufrieden sind oder daß der Appell, dagegen „etwas zu unternehmen“, die Herzen ihrer Völker aufwühlt?

Aber angenommen, „sie unternehmen etwas“ in dem angedeuteten Sinne, gehen also in den Krieg in der Hoffnung, sich möglicherweise einiger der schöneren Teile dieser guten Erde bemächtigen zu können. Ist damit dann das wirkliche Problem gelöst? Anscheinend doch wohl nicht. Wenn Land A (mit Bevölkerungsdichte n), Land B (mit Bevölkerungsdichte n oder größer) überwältigt und ihm seine reichen und spärlich bevölkerten Kolonien wegnimmt, dann wird sich hernach offenbar Land B in der gleichen Lage befinden, die A hatte, bevor der Trubel begann. Der Topf und der Kessel haben nur ihre Plätze vertauscht¹⁾.

Das Weltproblem von Volk und Raum jedoch bleibt theoretisch unverändert, obgleich es sich praktisch sogar noch verschlechtert hat wegen der ungeheuer verheerenden Zerstörung wirklichen Wohlstands, die jeder Krieg immer verursacht. Das ernsthaft hier vorliegende Problem lautet: Wie können 15 Menschen je Quadratkilometer Land auf dieser Erde ihr Auskommen finden, wobei gutes, schlechtes und indifferentes Land gleichermaßen mitzählen? Krieg kann die Landfläche, von der die Menschen leben müssen, nicht vermehren; er hat auch noch niemals die totale Volksmenge vermindert, die auf der Erde zu leben wünscht, von einem winzigen Bruchteil für eine ganz kurze Periode vielleicht abgesehen. Es gibt keinen Ausweg aus dem Dilemma auf dem Wege des Krieges.

Wer die von Prof. Pearl in so vortrefflicher Weise ermittelten Tatsachen unbefangen und im Hinblick auf die wirklichen Mächte, die Geschichte gemacht haben und sie auch in Zukunft bestimmen werden, prüft, der wird zweifellos den Eindruck

1) Liest man für A Entente und für B Mittelmächte, dann wird sofort der ganze Widersinn der in Versailles getriebenen Grenzveränderungen und besonders der Wegnahme der deutschen Kolonien offenbar. Im übrigen vgl. man den Zusatz am Schlusse des Aufsatzes. Der Übersetzer.

gewinnen, daß seine letzten Schlußfolgerungen durch die von ihm selbst geschilderten Tatsachen nicht voll gerechtfertigt sind. Allerdings kann in dem von ihm herangezogenen Fall der Länder A und B mit der gleichen Bevölkerungsdichte n der Krieg keine Lösung bringen, die vom Standpunkt der Menschheit als ein Fortschritt im Sinne einer über den Parteien stehenden Gerechtigkeit angesehen werden könnte. Aber wo ist denn dieser konstruierte Fall heute tatsächlich verwirklicht? Haben nicht Deutschland und Italien mit ihrer großen Bevölkerungsdichte ein Anrecht auf ein dem französischen mindestens ebenbürtiges Kolonialreich, wo das Mutterland Frankreich noch dazu nur etwas mehr als die Hälfte der Bevölkerungsdichte Deutschlands und Italiens besitzt? Solange die Güter dieser Erde ungerecht unter den Völkern verteilt sind, was Pearl ja selbst so überaus einleuchtend für die vier ersten Imperien seiner Tabelle I nachgewiesen hat, scheint der Krieg das einzige Korrektiv bleiben zu sollen, über welches die Menschheit in ihrer Gesamtheit verfügt, um ungesunde und historisch überlebte Landverteilungen und Bevölkerungsprobleme zu korrigieren. Der Krieg würde erst dann entbehrlich werden, wenn die Menschheit als solche nicht länger nur ein statistischer Begriff, sondern auch eine so reale politische Macht werden könnte, daß sie in der Lage wäre, die Güter dieser Erde unter den Völkern gerecht zu verteilen. Wer aber, der offenen Auges durch unser Jahrhundert gegangen ist, kann bis heute daran zweifeln, daß auch für die Völker, die bei der Verteilung der Erde zu kurz gekommen sind, das alte Sprichwort gilt: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“

Der Übersetzer.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die Krönungsfeierlichkeiten, die für den Monat Mai in der englischen Hauptstadt angesetzt waren, finden statt. Nur der Träger der zu feiernden Krone hat gewechselt. Die wirklichen Träger des britischen Reichsgedankens aber haben Haltung und Stil, mit der man Weltreiche baut und erhält, noch einmal unter Beweis gestellt in jenen knappen zehn Tagen, die nötig waren von dem ersten Aufblitzen des Konfliktes in einer bischöflichen Rede und dem plötzlichen Freiwerden der Presse (nach Monaten geschlossenen Schweigens — in einem Land, das stolz darauf ist, keine Zensur zu kennen) bis zu jener Abdankungsrede durch den Rundfunk, die an die lyrische, nicht die heroische Seite Shakespearescher Königsdramen gemahnte, und die nächtliche Fahrt über den stürmischen Kanal . . . Das Britische Reich hat sich in einer kurzen aber tiefgreifenden Krise eines Herrschers entledigt, der viele und große Gaben besaß, dem aber das eine, das Entscheidende fehlte: die Härte des Königs gegen sich selbst. Die Idee der Krone hat über einen König gesiegt — und damit seinem Nachfolger ein bindendes Gesetz für sein eignes Wirken gegeben. Zu gleicher Zeit aber hat die britische Reichsverfassung des Westminister-Statuts die Probe der Bewährung bestanden. Mit Ausnahme von Irland — wo De Valera die Gelegenheit benutzt hat, einen weiteren Schritt bis an den Rand der Unabhängigkeit zu wagen

(bis an den Rand — nicht darüber hinweg!) ist der Wechsel der Krone in allen Teilen des Britischen Reiches zur gleichen Stunde vor sich gegangen. Die Willensbildung war einheitlich vorhergegangen — zwischen England und Neuseeland, Kanada und Australien und Südafrika; zwischen Regierungen, in denen alle Farbschattierungen der politischen Überzeugung innerhalb der weißen Träger des Empire vertreten waren: Briten, Franzosen und Buren; die nationale Koalition Englands, deren Schwergewicht bei den Konservativen ebenso wie bei der Südafrikas, deren Väter noch von den Vätern ihrer britischen Kollegen ins Konzentrationslager gesperrt worden waren; die nationale Regierung Australiens ebenso wie die Labourherrschaft Neuseelands und der verjüngte Liberalismus Kanadas. — Baldwin aber kann als „grand old man“ des Empire zur selbstgewählten Zeit seinen Rücktritt nehmen.

Hat sich also die Form-Struktur des Empire in einer scharfen und plötzlichen (obgleich von den Wissenden vorhergesehenen) Belastungsprobe bewährt, so läßt sich das gleiche nicht von seiner Außenpolitik, auch nicht von gewissen Teilen der wehrpolitischen Untermauerung sagen. Der englische Kriegsminister führt einen nicht gerade erfolgreichen Kampf um ein paar tausend Freiwillige für das Heer; eine irgendwie geartete Einführung wehrpflicht-ähnlicher Einrichtungen wird sich auf die Dauer kaum umgehen lassen. Die Durchführung auch einer kurzen Wehrpflicht in England aber bedeutet den Bruch mit einer jahrhundertalten Tradition, und bedarf einer sorgsamsten Vorbereitung ebenso sehr psychologischer wie technischer Art. Die Gefahr besteht, daß jede englische Regierung, die eine solche Vorbereitung zu übernehmen hätte, kaum darauf verzichten würde, außenpolitische Schreckmittel zu benutzen, die den Militärdienst — der von der großen Mehrheit der britischen Bevölkerung als Last und nicht als Ehre betrachtet wird — als Opfer im Namen der bedrohten Zivilisation zu deuten erlaubte. Daß sich eine so erzeugte Kreuzzugsstimmung bei der heutigen Einstellung Englands und Frankreichs nicht gegen den Bolschewismus richten würde, ist leider nicht zu leugnen. So bleiben die „Have-Nots“ als möglicher Vorwand solcher Vernebelungen.

Daß man daneben nicht versäumt, realpolitischen Ausgleich zu treffen, wenn ein realpolitisch empfindender Gegner solchen Ausgleich bietet, beweisen die Mittelmeerverhandlungen zwischen London und Rom, die sich einem erfolgreichen Abschluß nähern. Wir erinnern in diesem Zusammenhang noch einmal daran, daß die außenpolitischen Sachverständigen des Britischen Reiches in der italienischen Eroberung Abessinien niemals eine wirkliche Reichsgefährdung gesehen, die Genfer Gefühlspolitik teils offen, teils geheim, mißbilligt haben. Sir Samuel Hoare ist zwar nicht mehr Außenminister; aber er ist als Erster Lord der Admiralität vielleicht einflußreicher als sein Nachfolger im Außenamt.

Wie weit in den englisch-italienischen Verhandlungen die Balearen, und damit die gesamte Spanienfrage, berührt worden sind, wird vielleicht einmal den Histo-

riker fesseln. So heikle Dinge pflegt man in offiziellen Niederschriften erst recht in Publikationen nicht zu erwähnen, auch wenn sie berührt worden sind. Einstweilen wird von allen Mächten um das blutende Spanien manövriert — ein erschütternder Beweis für das Schicksal, das in sich uneinigen Volkskörpern heute widerfahren kann.

Die strategische Lage in Spanien hat sich — abgesehen von einem nicht unwichtigen Vordringen der nationalen Südmarmee gegen Jaen und Linares — wenig verändert. Der Kampf um Madrid ist noch immer nicht abgeschlossen; die Einwirkung von außen wird stärker und stärker. Dabei glaubt allein die französische Regierung in der Lage zu sein, gleichzeitig mit dem Hasen und mit den Hunden zu jagen, d. h. die Lieferungen und vor allem den Menschenschmuggel nach Spanien kräftig zu fördern, und gleichzeitig im Londoner Nichteinmischungsausschuß den strengsten Wächter internationaler Tugend zu spielen. Man fragt sich, wie lang selbst die Geschicklichkeit des gegenwärtigen französischen Ministerpräsidenten für dieses Spiel ausreicht. Es ist ein gefährliches Spiel.

Auch im Osten Europas ist in den letzten Wochen des Jahres die Hand der englischen und der französischen Politik wieder spürbar geworden. Englischer Einfluß ist spürbar bei dem Versuch, die finnische Politik enger an die skandinavische insbesondere die schwedische anzuschließen. Der gleiche finnische Außenminister, der einmal über den Versuch eines finnisch-polnischen Bündnisses gestürzt worden ist, betätigt sich jetzt als eifriger Verfechter der Zugehörigkeit Finnlands zu Skandinavien; und eine solche Zugehörigkeit entspricht den Zielen der englischen Außenpolitik, die den ganzen Norden mit seinen etwa 16 Millionen Menschen neutralisieren, und von allen großen Konflikten ausschalten will. Das Schicksal der schwedischen Erze — an einen Ernstfall gedacht — spielt dabei eine unausgesprochene, aber vordringliche Rolle. Der politische Wille der skandinavischen Staaten, deren Regierungen alle ziemlich weit links stehen, ohne doch Moskau Gefolgschaft zu schwören, kommt diesen Wünschen der britischen Politik entgegen. Sichtbarer als die britische — die auch dort nicht fehlt! — ist die Hand der französischen Politik in Warschau, Bukarest und Prag. Polen hat eine neue Anleihe bekommen — die Presse der Sowjets beklagt sich darüber, daß es ohne Gegenleistung deutschfeindlicher Natur geschehen sei —; Bukarest hat Hoffnung, eine Anleihe zu bekommen. Daß mit beiden Anleihen politische Ziele verbunden werden, braucht nicht ausgesprochen zu werden. Sofern sie für Frankreich in den Rahmen des Sowjetpaktes und der traditionellen Völkerbundspolitik fallen, ist ihr Ziel freilich ein etwas anderes als das der britischen Politik, die im gleichen Raume wirkt. Frankreich ist noch immer bestrebt, eine antideutsche Koalition zu seiner eigenen „Sicherheit“ zu bilden. England ist bemüht, zwischen Deutschland und der Sowjetunion einen Sicherheitskordon von selbständigen, aber verbündeten Staaten zu stellen, der sich automatisch gegen einen hypothetischen „Angreifer“

richten würde, und ein natürliches Interesse daran hat, in keinem seiner Mitglieder zum Kriegsschauplatz zu werden. Es geht also nicht an, von einem Desinterressement Englands an den osteuropäischen Fragen zu sprechen. Im Gegenteil! Das Interesse ist so groß, daß man sich vor der englischen Öffentlichkeit Mühe gibt, es zu verbergen.

Im Nahen Osten schreitet der Ausbau von Cypern fort; die Palästina-Kommission studiert an Ort und Stelle, und die Araber sind wieder unruhig geworden. Die neue Irakregierung hat noch nicht unter Beweis gestellt, wie sie sich die praktische Wirksamkeit ihrer Vertragstreue denkt. Dafür hat die englische Mandatsverwaltung Gelegenheit, mit einer gewissen Schadenfreude auf das benachbarte französische Syrien zu schauen, wo sich im Bereich des sogenannten „Sandschak Alexandrette“ (jener altberühmten und geopolitisch immer wieder hervortretenden Landschaft der kilikischen Tore) ein hübsches internationales Problem entwickelt hat. Dort wohnen Türken in regionaler Mehrheit; und jetzt, nachdem das französische Mandat einer arabischen Selbstverwaltung weichen soll — der schon die syrischen Christen mit recht gemischten Gefühlen entgegensehen — verlangen diese Türken Selbstbestimmung. Sie seien nie gefragt worden, ob sie zu Syrien gehören wollten, und sie wollten heim in die Türkei. Daß die Regierung von Angara einen solchen Wunsch nicht ohne freundliche Beistimmung betrachtet, ist begreiflich. Sie hat schon in der Meerengenfrage mit der Betonung eines völkerbunds- und vertragstreuen Revisionismus gewisse Erfolge erzielt; sie benutzt nicht ohne Geschick gewisse Strömungen, die den Wunsch haben (an einer Stelle, wo es niemand wehtut außer den nicht zu befragenden Arabern) ein Probestück friedlicher Territorialrevision mit Hilfe des Völkerbundes durchzuführen. Wie sich versteht, nicht ohne Nebenabsicht.

Die Entscheidung darüber, wo zwischen der Türkei und Syrisch-Arabien die „richtige“ Grenze liegt, würde auch einer zweiten Telekikkommission gewiß nicht leichtfallen. Ist schon in Osteuropa das Feststellen von Völkergrenzen nicht immer ganz leicht — um wieviel schwieriger ist es in Asien!

Jenseits des Roten Meeres hat die italienische Besatzungsarmee im Westen Abessinien die Sudangrenze erreicht; und in Addis Abeba wandeln sich Gesandtschaften in Generalkonsulate. Italien aber hat erklärt, daß es nunmehr zu den „Gesättigten Mächten“ gehöre. Wir möchten einschränken: So lange wenigstens, als der eben geschluckte Bissen noch nicht eingegliedert ist.

Jenseits des Atlantik aber zeigt sich eine wachsende Neigung, Abkehr von allen europäischen Wirren zu suchen. Freilich — das ist auch in Buenos Aires wieder zutage getreten — ist man weder in Mittel- noch in Südamerika gewillt, sich einseitig einer nordamerikanischen Wirtschaftsdiktatur zu unterwerfen; auch dann nicht, wenn Roosevelt eine Sicherheit dafür bietet, daß die alten Methoden der Dollardiplomatie nicht wiederkehren.



KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

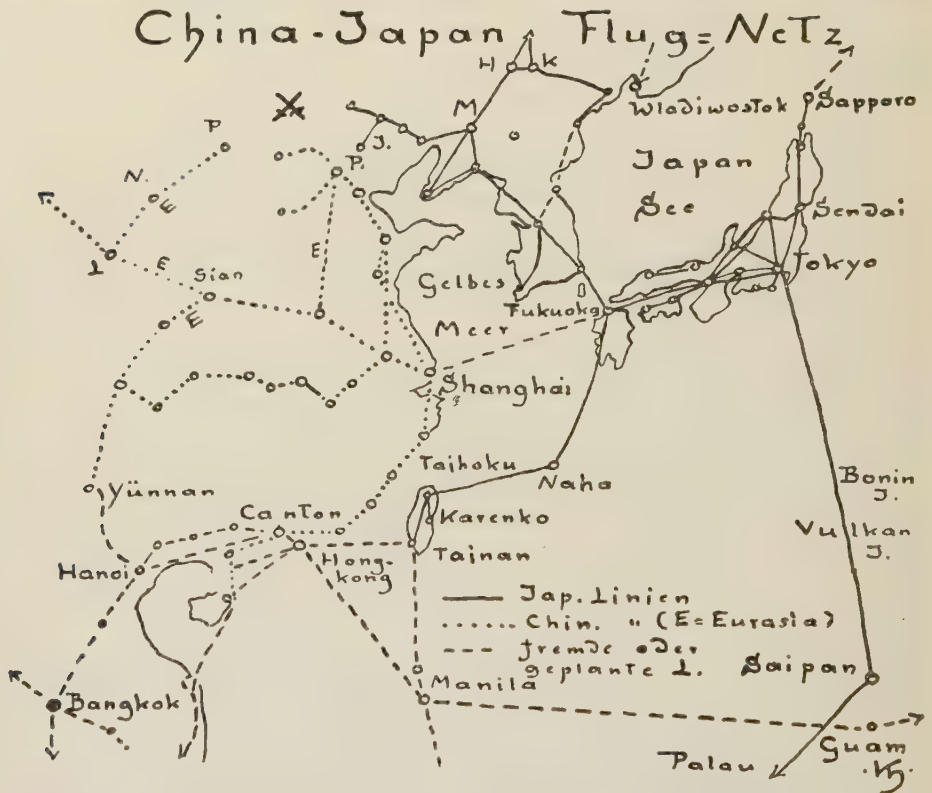
Eine Gesamtschau über den Indopazifischen Raum und seine Leitfragen ist uns an der Jahresschwelle längst zur guten Gewohnheit geworden. Sonderfragen fallen mehr den Einzelheften der Zwischenmonate zu. An die Jahreswende gehört die Großbilanz.

Sie wurde uns für 1936/37 wesentlich erleichtert durch das ungewöhnlich gehaltvolle Heft 9 der „Far Eastern Review“ (Schanghai, S. 381—420, 1936). Dieses Heft stellt auf den S. 399—405 das letzte über das japanische und usa. (vereinstaatliche) Flugwesen und seine Bodenvorbereitung im Indopazifischen Raum zusammen, mit einem vorzüglichen Fernost-Flugkärtchen und einer Flugweltkarte, aus denen wir vereinfachte Auszüge wiedergeben. (Abb. 1 u. 2.) 1937 wird Tokio—Bangkok über Formosa—Taiwan, Hongkong—Hanoi befliegen; Tokio—Palau mit seinen 2500 Meilen in 11½ Tagen, Tokio—Sapporo mit Zwischenhalten in 6 Stunden. Noch hält sich die von Junkers geschaffene „Eurasia“ zwischen dem japanischen, dem u.s.-amerikanischen Wettbewerb, der russischen Anfeindung und den Ausläufern der britischen, französischen und niederländischen Fluglinien. Die Bilder des „China Clipper“ zwischen den zwei Schutztürmen von Midway, des Air-Liners der Imperial Airways im Durchschnitt und unterwegs in Singapore, des „Dolphin“ der China Nat. Av. L. über dem Sutschaufluß in Schanghai (letztere auch in der Weltflugkarte gleich mit der USA.-Signatur bezeichnet!) wecken zugleich klare geopolitische Machtvorstellungen, zu denen 1937 die Ausdehnung bis Neuseeland kommt.

Richtig wird auf die wieder erneuerte Bedeutung Hongkongs als Flugtreffpunkt hingewiesen, der nun außer Briten, USAmerikanern und Chinesen auch Japaner regelmäßig verkehren sieht. (Macao dient den USA.-Leuten nur als Nothafen.) Spät hinkt der nordatlantische Verkehr durch ein Abkommen zwischen Kanada (20%), Irland-Freistaat (5%), Neufundland und Vereinigtem Königreich

(zusammen Rest) hinter dem transpazifischen drein, während der südatlantische längst durch Deutsche Lufthansa und Air France bedient wird.

Singapore, in dessen Wehrgeopolitik nun viele Mill. £ schlummern, von den „Times“ (21. 11. 36, S. 11) „A Malayan Babel“ genannt, wächst sich ebenfalls zur Luftdrehscheibe zwischen dem mehr festländischen Zerrungsgebiet Südasiens und dem ozeanischen des austral-asiatischen Mittelmeers aus und gewinnt dadurch wieder an geopolitischer Bedeutung. Nur behält die spöttische Bemerkung der „Times“



Recht, „daß die Wehrbehörden, falls sie den Gebrauch von Gasmasken anordnen wollten, ihn mindestens in einem Dutzend Sprachen zu verkündigen hätten und es dann noch etwa 200 000 der fast 500 000 Einwohner eigens sagen müßten“. Denn bei einer durchschnittlichen Zahl von 14 E. auf den Hausgiebel wohnen dort 347 117 Chinesen, „nur“ 47 402 Inder; 45 077 Malaien und Verwandte (die eigentlichen Hausherren); 8338 Europäer aller Sorten; 7151 Eurasier, nur 3659 Japaner und dann noch 4375 „Andere“ (eine Fundgrube für Ethnologen und Sprachforscher, da schon die Chinesen nicht durch eine Sprache, die Inder meist nur durch dravidische: d. vorherrschende Tamil, Telugu und Malayalam erfaßt werden kön-

nen). Eine Scheidewirkung hat die See-Burg an der indo-chinesischen Wende-
flagge: die Chinesen gehen selten westlich, die Inder selten östlich über sie hinaus.

Kulturpolitisch ein Mischkessel und Pandämonium, wirtschaftspolitisch die um-
schlagsreiche, außen liegende Hauptstadt Indonesiens, machtpolitisch Scheide zw-
ischen indischem und ostasiatischem Raum und Hauptstütze außenbürtiger See-
macht, rein wehrpolitisch zugleich Flugdrehscheibe, Flottenrückhalt und -drohung,
rassenpolitisch Mischkessel und Scheidewand zugleich hat Singapore vielen Auf-
gaben auf einmal zu dienen: eine chinesische Stadt mit schmaler weißer Ober-
schon kaum mehr Herrenschicht; Emporium; geballte Faust und Zuflucht; Sinn-
zeichen der ungeheuren Spannungsbelastung des britischen Weltreichs im Indo-
pazifischen Raum und der Geschicklichkeit, deren seine Führung im großen und
kleinen 1937 bedürfte.

„Eisenbahnen bauen sich selbst“: auch gegen Weltreichswiderstände! In zwei
Jahren wird sich die letzte Lücke zwischen Nordwest-Ast und Südost-Ast der
Bagdadbahn über Kirkuk und Mossul schließen und der Perser Golf doch
von Haider Pascha aus erreichbar sein. „Calais—Kuweit“ statt „Hamburg—Kuweit“.
Wer hat auf das falsche Pferd gesetzt? (Who backed the wrong horse?)

Sonst wird die indopazifische Lage beherrscht durch die Panamerikanische
Zusammenschlußbewegung seit Buenos Aires (1.12.36); durch die in
Bd.4 Nr.11 der „World Culture“ von Chiang Chia-Sung behandelten Anglo-
Russischen und Anglo-Japanischen Schaukelbeziehungen (wobei sich die
britische Regierung nicht ganz unähnlich der vorkriegsdeutschen verhält); durch die
geopolitische Analyse der russisch-japanischen Beziehungen, die der offen-
bar linksfreundlich eingestellte Geschichtsprofessor von Wu-Han, Dr. Kuo Ping-
Chia, als reibungsfroh und kriegsnah, aber nicht unbedingt zum Kriege führend
hinstellt; und endlich durch die stellenweise treibhausartig gesteigerte wirtschaft-
liche Entwicklung Sibiriens, die Anna Semionow z. B. für Yakutien be-
geistert schildert, ebenso wie die zweifellos mit großen Leistungen vorangetriebenen
Nordverkehrsverhältnisse.

Die 1920 vorgestoßene Karaexpedition hat schließlich doch 1934/35 zur Nutzung
der Nordwestpassage geführt: Igarka hat in fünf Jahren immerhin eine Bevölkerung
von 20000 Köpfen, Jakutsk von 10000 auf 30000 erreicht, Konsomolsk am Amur
eine von 80000 Köpfen, und angeblich sind 55,7% der Jakuten kollektivisiert,
deren Gebiet seit den Goldfunden am Aldan und andern Bodenschatzfunden an
der Yana etwa 320 Mill. Rubel zugeströmt seien.

Magnitogorsk wird mit 150000 E., Stalinsk mit 250000, Karaganda mit 116000
registriert.

Die Bevölkerung der rund 2 Millionen fernöstlichen qkm ist von 1 Mill. auf 2
gestiegen, die nun die immer noch dünne Grundlage der nach Terauchi 200000 bis
300000 Köpfe starken roten Fernostarmee bilden. Die neue Autostraße Komso-

molsk—Chabarowsk—Wladiwostok, rund 800 km lang, in 18 Monaten gebaut, 1935 eröffnet, ermöglicht Fahrzeiten von 18 Stunden für Personenwagen, 30 für Lastkraftwagen; Chabarowsk ist von den 65 000 E. (1929) auf 170 000 gestiegen, Komsomolsk seit 1932 auf 80 000 E.

Birobjan hat 13 000 E. (Ostjudenstadt), Oha auf Sachalin (Ölstadt) 24 000. Jedenfalls stürzt sich der Sowjetbund mit wilder Tatkraft auf sein Fernostproblem.

Dieser Tatkraft gegenüber, die sich freilich auf weite und leere Räume verteilen muß (vgl. „Geopolitik“ XI/36), hat Japan mit seiner Land- und Luftstreitkraft ebenfalls außerordentlich weite Land- und Seeräume mit einer festlandwärts mehr und mehr seiner Volksgewohnheit widersprechenden Wesensart zu schützen. Wie aber steht es mit den Seestreitkräften? Bei ihrem Ausgleich rechnen die japanischen Stellen mit einem Mindestmaß von 50 in Wladiwostok verwendungsbereiten U-Booten und wissen selbst, daß Zusammendrängen von Macht zur See in engen Räumen die Wirkung der Luftwaffe vervielfältigt.

Ein unvorhergesehener Angriff z. B. auf die in der Osaka-Bucht zur Kaiserparade am 29. 10. 1936 eng zusammengezogenen 108 Einheiten mit mehr als 1 Mill. t schwimmenden Flottenmaterials (dreimal mehr als die 1922 aufgezwungene Washington-Quote!) könnte als Angsttraum wirken (Skizze: „Japan Times“, 3. 11 36). Die Erinnerung an 21 cm Mörserfeuer auf sammelnde Kav.-Divisionen vom Zinkelberg 1914 wurde wachgerufen, wenn man sich lebendig die Lage der zwischen Osaka (über 3 Mill. E.), Kobe und Umgebung (nahe an 1 Mill. E.), Sano und Sumoto auf Awaji und Tanowa-Kishiwada eingekeilten Flottenteile bei einer solchen Überraschung vorstellte, auf die man nach scharfen Reden des Außenministers Arita, des Kriegsministers Terauchi über das Verhältnis zu den Sowjetbünden gefaßt sein mußte, so wie pazifische Kriege ohne Kriegserklärungen beginnen.

Aber man rechnete wohl (vgl. „Yomiuri“ vom 28. 10. 36) mit „der Unvermeidlichkeit eines Kriegausbruchs zwischen Reich, Italien einerseits und Sowjetbünden andererseits auf der iberischen Halbinsel auf spanische Kosten“, so daß man dem Kreml nicht gleichzeitig das Einschlagen pazifischer Fenster zutraute. Man brachte sogar einen Fischereivertrag unter diesem leisen Druck beinahe unter Dach.

Aber es ist begreiflich, daß die Südamerikafriedensfahrt des neu wieder gewählten Präsidenten der USA. über Rio nach Buenos Aires angesichts dieser Brandherde an beiden Enden der Alten Welt einen doppelt starken Eindruck machte. Man konnte ihr kaum einen wirksameren Hintergrund geben, als es die Alte Welt in ihrem mittelmeerischen Westen und ihrem Fernen Osten tat.

Wertvollste geopolitische Zahlen, die wir kritisch beleuchten müssen, finden wir in der „People's Tribune“ (Nov.-Heft 36, S. 163) in einem Aufsatz von T'ang Chi-Yu, weil er Anhaltspunkte dafür gibt, wie weit China durch Raumplanung großen Stils noch raumpolitische Reserven durch bessere Agrarpolitik nutzbar machen könnte, wenn es nach dem Fall Sianen aus dem Chaos herausfindet.

Die Untersuchungen und Schätzungen halten sich an die Großgruppen Yangtse-länder (Kiangsu, Anhwei, Kiangsi, Hupe, Hunan, Szechuan); Hwangholänder (Hopei, früher Tschili, Shantung, Honan, Shansi, Shensi, Kansu); die Südbreiten (Kwangtung, Kwansi, Yünnan, Kweichow), dann die noch verbliebenen Außenländer. Dabei liegen die Durchschnittsländergrößen des Altkulturgebiets zwischen 105 000 qkm (Süddeutschland) und nicht ganz 230 000 (Altpreußen), mit Ausnahme der „Wildwest“-Länder Szechuan (546 000 qkm), Kansu (428 400), Yünnan (371 500).

Ausgeschieden wird unter Pflege genommenes Land und für Pflege geeignetes, aber noch unbenutztes: Durchschnitt der Yangtseländer 21,13% zu 4,72; der Hwangholänder, 24,53 zu 4,55; der Südbreiten nur 12,1% zu 9,47! Diese Zahlen liegen weit unter der landesüblichen Vorstellung des Westens und zeigen, welcher Auswirtschaftung, welchem Raubbau die altchinesische Kulturlandschaft in den vier Jahrtausenden ihrer Ausbeutung unterlegen ist.

Die Durchschnittszahl für den altchinesischen Kulturboden im ganzen dürfte 19,59 für das bestellte, 6,14 für das noch bestellbare Land sein. Szechuan mit 15% zu 5,44; Kansu mit 4,88 zu 2,81; Yünnan mit 3,36 zu 11,27; aber auch Fukien mit 13,66 zu 6,99 (Kommunistenfolge!) verderben natürlich die Statistik, während Hopei mit 51,31/1,43, Shantung mit 42,56/13,16, Honan mit 39,04/3,11 sie höher heben.

Die augenblicklich umstrittene Innere Mongolei weist in Suiyuan (mit 40% Ebenen, 35% Bergland, 25% Wüste) Weide, aber auch Weizen, Reis, Kauliang und Flachs mit 4,55 zu 9,38 auf; Chahar — zwischen 12 000 und 2000 m hoch — ist Weideland mit 3,99/11,77; Ninghsia mit 0,43/4,69%.

Für die Mandschurei werden 12/39 zu 14,03 genannt, was also allermindestens noch eine Aufnahmefähigkeit von weiteren 35—40 Mill. ergäbe.

Bemerkenswert ist, daß auch Angaben für die unsicheren Außenländer versucht werden, so 0,17/5,18 für Chinghai, 4,93 als bestellbaren Anteil für Sinkiang, 0,6/8,6 für Sikang, 7,4 als bestellbar für die Äußere Mongolei und 1,97 für Tibet, so daß man im ganzen für Groß-China auf 8,15 bestellten, auf 6,18 bestellbaren Prozentanteil der Landfläche kommt. Der Aufsatz ist wegen seiner gedrängten Angaben auch über die jeweiligen Ackerbauleitpflanzen der einzelnen Länder und Großgaue namentlich für Agrarpolitiker und mit Raumplanung befaßte Wissenschaftler von höchstem Wert. Nur mit diesem Einblick in die Landbaustruktur läßt sich die lange Dauer und die innere Logik der chinesischen Großgaugliederung verstehen, aber auch ihre schlechte zentrale Lenkbarkeit und Verkehrserschwerung, die mächtige Erweiterung der Besiedlungsfähigkeit durch Wasserverbauung größten Stiles, die z. B. in Kansu am Hwangho die Tragkraft des Bodens verzehnfachen könnte. Ebenso würde Aufforstung an Hängen von mehr als 15 Grad Neigung, planmäßige Verbauung der Abtragung Einhalt tun, so daß eine weitere Volksverdichtung wesentlich vom Wirken des Forstmanns und des Stromverbauers abhängt.

Wie aber in der Mandschurei die vier Großgaue der ehemaligen nordöstlichen

Länder unter japanischem Einfluß schnell eine weitere Untergliederung erfuhren, die aus vier unhandlichen Räumen siebzehn handliche, darunter ein paar Stadtbezirke machte („Geopolitik“ XII, 36), so wird es auf die Dauer auch den 18 alten chinesischen Ländern und den noch zu rettenden Außenländern gehen, wozu ja der Anfang auf dem Wege durch vier militärische Sondergebiete, die Untergliederung der Inneren Mongolei, die Entgliederung von Hopei und Osthopei schon gemacht ist. Wer die Geschichte der inneren Schwierigkeiten Chinas seit 1911 genau verfolgt hat, der weiß, wie sehr eine namentlich wehr-geopolitisch besser durchdachte und rechtzeitig die übergroßen Verwaltungsräume zerlegende Raumplanung vielen mißlichen Wendungen, auch wohl dem Verlust wichtiger Außengebiete und Pufferräume vorgebeugt hätte: ein Beitrag mehr zur Erkenntnis der Wichtigkeit einer vor allem auf Außendruck eingestellten Reichsplanung in Ost und West!

Daß der Berichterstatter eine weltkundige Bekräftigung deutsch-japanischer Zusammenarbeit freudig begrüßt, an deren Zustandekommen er als einem seit 1899 erkannten, seit 1908 vertretenen, seit 1912 in vielen Büchern und Aufsätzen verfochtenen Ziel gearbeitet hat, werden die Leser begreifen. Sie ist ein hoffnungsvolles Vorzeichen kultur- und wehrpolitischer Rettung der Alten Welt vor Verderben und Zusammenbruch. Je eher die Welt das deutsch-japanische Abkommen in diesem Lichte und keinem andern sieht, desto besser für ihr Gedeihen. Mindestens ist das blutige, brandgerötete Gespenst der Kultur- und Rassenvernichtung einmal laut und deutlich angerufen. Es ist kein Wunder, daß es zuerst durch die männlichen Völker, durch die Mächte der Erneuerung, geschah.

Klar werden sich dabei nur Japan wie Italien darüber werden müssen, daß ihre Leistungen in den weiten Räumen, für die sie Verantwortungen übernommen haben, scharf auf das kulturpolitische und wirtschaftliche Vorgehen darin von der ganzen Welt beobachtet werden.

Sie söhnt sich mehr und mehr mit der Tatkraft aus, mit der in Äthiopien zunächst einmal an Verkehrserschließung und agrarpolitische Gerechtigkeit herangegangen wird, wobei der Rechenschaftsbericht von Marschall Badoglio in seiner monumentalen Schlichtheit sich für Italien ebenso günstig auswirkt, wie für Japans mandschurische Tätigkeit die sachlichen Jahrbücher und Berichte, allein z. B. über neue 3000 Eisenbahnkilometer. Heikler liest sich — z. B. in der Darstellung: „Japan on the Mainland“ („Times“ u. a. 20. 11. 36 m. Vorläufer u. Forts., S. 17), was über die Durchdringungsmethoden der Inneren Mongolei und von Osthopei zu sagen ist. Die sogenannte Autonomiebewegung der fünf nördlichen Länder: Chahar und Suiyuan (die nun zur innermongolischen Lösung abtriften), dann Shansi, Hopei und Shantung hätte japanisches Vorwalten in Nordchina bis an den Hwangho vorwärts getragen, zugleich aber schwerste außenpolitische Belastungen herbeigeführt. Teilerfolge waren die Osthopeiverwaltung und der Hopei-Chaharpolitische Rat: Separatistenvorbildungen würden wir sagen.

Osthopei mehr, Hopei-Chahar etwas weniger leben unter hoher Hand der japanischen Besatzungstruppen, unter ähnlichen Verhältnissen, wie die Rheinlande in der Fremdbesatzungszeit, wenn man den britischen Berichten folgt. Mehr eigenständig, aber mit japanischen Beratern, haben sich Shantung und Shansi, die längst geplünderte, einstige Muster- und Bankierlandschaft, halten können, die letzte wieder unter dem durch japanisches Flugzeug von Dairen zurückgebrachten Yen Hsi-shan.

Einwirkung der Zentralregierung in Nanking auf die fünf Nordländer besteht mehr der Form, als der Sache nach; Einkünfte fließen ihr fast nur mehr von Shantung aus zu; nur wäre eine Unabhängigkeitserklärung des Nordens ein furchtbarer Prestigeverlust. Es ist kein Zweifel, daß die Politik der Kwangtungarmee die im wesentlichen auf den Reichtum der Yangtseländer gestützte Nankingregierung in ihre Wehr- und Wirtschaftsrüstung geradezu hineingetrieben hat. Japan könnte Nanking wehrpolitisch vielleicht überwältigen, aber die Folgen würden für die japanische Wirtschaftslage in China vernichtender, als für China selbst, und könnten die Gefahr des Wiederaufbrennens kommunistischer Bewegungen wieder anfachen.

Das kann sich Japan nicht leisten; und so bleibt eben Chiang Kai-shek nach seinem großartigen Glauben — vielleicht doch die Zeit, Chinas Haus wieder in Ordnung zu bringen, und es damit für jedes andere Volk zu einem kaum überwindlichen Gegenspieler auf lange Frist zu machen. „Wenn die Lehren der Geschichte einen Sinn haben, dann wird er damit Recht behalten“, meint der kluge Beobachter der „Times“. Zur Zeit durchlebt er freilich eine Krise.

Kann China seinen schwer verwundeten Nationalstolz in der Frage nordöstlicher Abschreibungen etwa so ähnlich überwinden, wie der Deutsche den seinen beim Anblick der Oberrheingrenze hat überwinden müssen, so müßte es möglich sein, die gleichmäßig der japanischen Staatskunst und dem scharfen Blick des chinesischen Führermarschalls für das mögliche vorschwebende Zusammenarbeit zu erlangen und damit für Ostasien und Mitteleuropa verwandte Grundlagen des Widerstandes gegen Rotfronten zu gewinnen.

Das deutsch-japanische Abwehrabkommen gegen Komintern zeigt Wege zu neuen Großgruppierungen, ganz ebenso wie die Panamerikanische Tagung in Buenos Aires solche Wege zeigt, die freilich durch allerlei mittel- und südamerikanische Reibungen noch verbaut werden.

Zu ihnen gehören, soweit der Pazifische Bereich in Frage kommt, der Gegensatz zwischen Mexiko und den ABC-Staaten in dem Verhältnis zu den Spannungen, die das spanische Mutterland durchtoben; weiterhin der erneute Drang Bolivias zum Pazifischen Ozean, nachdem die atlantische Ausdehnung im Chacokrieg fehlschlug, also ein Wiederaufbrennen der Aricafrage, mit gleich-

zeitigen argentinisch-chilenischen Reibungen in Feuerland und an der Magellanstraße, wo in Magellanes mehr Argentinier und Ausländer als Chilenen wohnen.

Vor allem aber ist sich die führende Schicht der USA. selbst nicht klar, wie weit sie sich im Pazifischen Ozean westwärts vorwagen und mit unwägbaren Werten festlegen soll. (Vgl. „Times“ von Anf. Dez.; „D.A.Z.“ vom 1. 12. 36.) Diese Frage behandelt übersichtlich M. S. Farley: „America's stake in the Far East“ (American Council, Institute of Pacific Relations, New York 1936). Die vielleicht allen Beteiligten zu viel nüchternes, wirtschaftliches Denken und Rechnen zutruende Verfasserin gibt in der geist- und gedankenreichen Studie von nur 39 Seiten am Schluß eine kleine — leider nur auf englische Literatur bezogene — Schrifttumsübersicht, vorher aber den Versuch einer Prognose und Zusammenfassung. Sie betont die Abhängigkeit der USA. vom Fernen Osten für einen Teil unentbehrlicher Rohstoffe (Gummi, Zinn z. B.), die freilich durch technische Fortschritte und Entwicklung Südamerikas gehoben werden könnte. Ebenso wichtig sei der Ferne Osten als Baumwollmarkt für den Süden der USA., sonst aber sei der USA.-Absatz dort ein winziger Teil der USA.-Ausfuhr und ganz gewiß keinen Krieg wert, auch kaum den Wehraufwand für eine angriffsdrohende transpazifische Wehrpolitik. Die kleine Schrift und die großen Vereinigten Staaten stehen gleichermaßen vor inhaltsschweren Fragen, die sie zur Zeit mehr im Sinn amerikanischer Konzentration als transpazifischer Ausdehnung beantworten.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik

Aus unserer Arbeit

Es ist über zwei Tatsachen zu berichten, die für die Wirksamkeit der **ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR GEOPOLITIK** von wesentlicher Bedeutung sind: die Neuorganisation, die erstmalig bei der Tagung des Beirats am 10. 12. 1936 in Erscheinung trat, und der Schulungskursus, den wir vom 2. bis 6. 1. 1937 in Heidelberg abgehalten haben. Über die Beirat-Tagung entnehmen wir unserem Rundschreiben 4/36 vom 14. 12. 1936 folgende Angaben:

Die Tatsache, daß im Laufe der letzten Jahre eine Reihe von Dilettanten durch Vorträge und Schriften mit geopolitischer Themenstellung an die Öffentlichkeit getreten waren, ließ es angebracht erscheinen, dem Konjunkturriterrtum auf diesem Gebiet Einhalt zu gebieten. Im Einverständnis mit dem vom Führerstellvertreter besonders beauftragten Präsidenten der Deutschen Akademie, General

a. D. Professor Dr. Karl Haushofer, hat die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik hierzu alle Vorbereitungen getroffen. Landesbauernführer Dr. R. Wagner, der Leiter der Arbeitsgemeinschaft, erstattete am 10. Dezember 1936 dem zukünftigen Führerkreise der geopolitischen Arbeit, der sich aus Beauftragten einer Reihe von Reichsstellen von Partei und Staat zusammensetzt, eingehend Bericht über die von ihm eingeleitete Neuregelung aller geopolitischen Betätigung in Forschung und Schulung.

Träger der Arbeit und einheitlicher Zusammenschluß aller deutschen Geopolitiker wird in Zukunft allein die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik sein. An ihrer Spitze steht ein Beirat, in den zwanzig fachlich anerkannte Vertreter derjenigen Reichsstellen berufen wurden, die sich in größerem Umfange mit geopolitischer Arbeit befassen.

Als erstem dieses Führerkreises galt der Ruf dem Schöpfer der deutschen Geopolitik, General Haushofer. Ihm zur Seite stehen die Beauftragten der Parteiamtlichen Prüfungskommission des NS-Schrifttums, des Außenpolitischen Amtes der NSDAP., der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums, zwei Vertreter der Reichsjugendführung, des Reichsbauernführers, der Reichsführung SS., des Reichsarbeitsdienstes, des Reichskriegsministeriums, des Propagandaministeriums sowie der Reichsstelle für Raumordnung und des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht. Beabsichtigt ist, darüber hinaus noch eine Reihe weiterer Vertreter, u. a. der Kriegsmarine und der Luftwaffe, des NS-Lehrerbundes, der Studentenschaft, des VdA. und BdO. usw., hinzuzuziehen.

Dieser Führerkreis, der mit seinem ersten Treffen zugleich die Arbeiten zu der geplanten Vereinheitlichung aufnahm, trägt in Zukunft die Gewähr dafür, daß die Geopolitik die ihr entsprechende Stellung in Lehre und Schulung erhält.

Die bisherige Form der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik wurde in die juristische eines eingetragenen Vereins umgewandelt. Sie erstreckt sich über das Reichsgebiet und ist in Abschnitte, Gauen und Ortsgruppen eingeteilt. Mitglied kann jeder Deutsche werden, der sich zur nationalsozialistischen Weltanschauung bekennt. Als Redner oder Publizisten dürfen unter Bezugnahme auf die Arbeitsgemeinschaft in Zukunft nur diejenigen wirken, die ausdrücklich als Vertrauensleute anerkannt worden sind. Sie haben hierzu einen bestimmten geopolitischen Ausbildungsstand nachzuweisen und müssen ihrer Persönlichkeit nach geeignet erscheinen. Der Arbeitsbereich der Arbeitsgemeinschaft ist die „Forschung, Lehre und Werbung auf dem Gebiet der Geopolitik als Lehre von den raum- und rassebestimmten Zügen in der Entwicklung der Völker und Staaten“.

Unter solch neuer Aufgabenstellung stand die Führertagung in Heidelberg vom 2.—6. 1. 37. Sie stand unter der Leitung von Professor Dr. Ludwig Nesor, dem Inhaber des ersten geopolitischen Lehrauftrags an einer deutschen Universität. Zwei Themen waren es, auf welche die Tagung abgestellt wurde: es sollten zum einen die Grundbegriffe der Geopolitik, insbesondere in Richtung auf die Volkskunde, herausgearbeitet, und es sollten zum anderen gerade hier im Westen die Fragen der deutschen Ostgrenze den Teilnehmern vor Augen geführt werden, die aus allen deutschen Gauen nach Heidelberg gekommen waren. Die Tagung gliederte sich in

Referate und in die Aussprache in einzelnen Arbeitskreisen; sie wurde umrahmt von freien Zusammenkünften der Teilnehmer, in denen die Aussprachen fortgesetzt wurden.

Nachdem einleitend der Leiter der AfG., Landesbauernführer Wagner, einen Überblick über die Ereignisse im Mittelmeer unter geopolitischem Blickwinkel gegeben hatte, begann Professor Nesor die Reihe der grundsätzlichen Beiträge mit Ausführungen über: Grundlagen und Geschichte der Geopolitik. Das ungewöhnlich gehaltvolle Referat der Schriftleiterin des Archivs für Bevölkerungswissenschaft, Dr. E. Pfeil, Berlin, führte den Teilnehmern die Zusammenhänge zwischen Rasse und Raum, die Art der Lebensbeziehungen zwischen Raum und Volkskörper von einer der Geopolitik vielfach leider noch sehr fremden Seite vor Augen. H. F. Zeck behandelte die gleichen Fragen, diesmal aber von der Seite der Staatskunde und der Geopolitik her, während der formal wie gedanklich besonders durchgearbeitete Vortrag von Professor Dr. Schrepfer, Würzburg, sie stärker von der Geographie und der Geschichte her sah. In dem Dreiklang dieser drei Vorträge wurde die ganze Breite der geopolitischen Fragestellung offenbar und die Notwendigkeit solch umfassender Betrachtung.

Den Übergang zu den stärker praktisch-politischen Fragen bildete ein sehr überzeugender und mit Anschaulichkeit vorgetragener Bericht von F. Plümer, Elberfeld, über das Wesen der geopolitischen Karte. Geopolitische Skizze und die zum Raumgefühl erziehende geopolitische Reliefkarte wurden gleicherweise dargestellt und in ihrer Anwendungsfähigkeit umrissen.

In der Behandlung der Ostfragen stand im Mittelpunkt ein Vortrag und die Aussprache über ihn unter Leitung von Dr. Jantzen, Berlin. Neben der polnischen Frage wurden auch die Probleme der Südostgrenze behandelt. Den Abschluß der Tagung bildete ein mit Berichten aus der Arbeit im Lande durchsetzter Vortrag des Geschäftsführers der AfG., K. Vowinkel, über Wesen und Ziele der Umbildung der AfG. und die nächsten Aufgaben.

V.

Was hat Ibn Saud mit seinen Ölquellen getan?

Vor etwa einem Jahr brachten wir einen Span: Was wird Ibn Saud mit seinen Ölquellen tun? (Heft 11, 1935). Wir sind nunmehr in der Lage, einiges über die Ergebnisse des Wettkampfes um das arabische Öl mitzuteilen. England hat über Italien und Nordamerika gesiegt. Wieviel allerdings dieser

Sieg die Anglo-Iranian Oil Company, an der die britische Kriegsmarine interessiert ist, gekostet hat, ist aus dem Bericht nicht zu ersehen. Weiter ist auffallend, daß die Erwerbung dieser Konzessionen mit der Beschwichtigungssaktion der arabischen Fürsten in Palästina korrespondiert. Wir bringen nun den Artikel der Kölnischen Zeitung v. 11. Oktober 1936 im Wortlaut:

In den letzten Monaten ist im Hoheitsbereich der arabischen Königreiche und Fürstentümer auf dem Gebiet der Schürfung nach neuen Erdölvorkommen ein beachtenswerter Vorstoß der Anglo-Iranian Oil Company und ihrer Konsorten erfolgt. Abgesehen von der noch nachzuweisenden Abbauwürdigkeit gewisser festgestellter oder vermuteter Erdölager auf der arabischen Halbinsel, haben bei dem plötzlich zugenommenen Interesse für das dortige Erdöl wohl verschiedene Erwägungen mitgespielt. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß die Standard Oil Company of California auf den Bahrein-Inseln im Persischen Golf durch die California Arabia Standard Oil Company seit mehreren Jahren fündig ist und im laufenden Jahr 4 Mill. Faß nach 1,26 Mill. Faß im Jahr 1935 durch die Texas Corporation auf den asiatischen Verbrauchsmärkten abzusetzen hofft, während dieselbe Gruppe am angrenzenden Festland bei Hasa nordwestlich von Bahrein auf weitere Vorkommen gestoßen ist. Zwar ist die Gefahr eines italienischen Einbruchs in die vorderasiatische Erdölindustrie auf der einen Seite durch Ausscheiden der A.G.I.P. aus B.O.D.-Mosul Oil Fields und Rückgliederung dieser überzahlten Konzession an die Iraq Petroleum Company (Vierländer-Gruppe) verhindert worden, doch mußten die führenden Petroleumkonzerne, die unmittelbar (Anglo-Iranian) oder mittelbar über die Iraq Petroleum Co. (auch Royal Dutch-Shell, Standard Oil of New Jersey und Compagnie Française du Pétrole) sich in die vorderasiatische Vormachtstellung teilen, darauf gefaßt sein, daß Italien sich neue und zu seinem Kolonialreich am Roten Meer günstiger gelegene Schürfrechte suchen würde. In der Tat hat der italienische Geschäftsträger in Dscheddah lange und eindringlich mit dem König Ibn-Saud von Saudisch-Arabien wegen der Vergebung großer Schürfkonzessionen an der westarabischen Küste verhandelt. Schließlich ist aber doch diese Konzession, die sich über das ganze Küstengebiet am Roten Meer im Hoheitsbereich Saudisch-Arabiens bis 100 km in das Landesinnere hinein erstreckt, der Iraq Petroleum Co. anheimgefallen. Konzessionsträgerin ist die Petroleum Concessions Ltd., die von der Iraq Petroleum Co. be-

herrscht wird; zum Zweck der Schürfungen ist nunmehr die Petroleum Development (Western Arabia) Ltd. mit 200 100 £ Kapital (davon 100 „A“ und 0,2 Mill. „B“-Anteile von je 1 £) gegründet worden. Man hält es keineswegs für ausgeschlossen, daß diese Gesellschaft später auch eine Parallelkonzession des Imen von Yemen hinzuerwerben wird. Bisher hat dieser Fürst vor allem mit den Italienern verhandelt, doch sollen gleichzeitige Besprechungen mit Vertretern der Petroleum Concessions (Iraq Petroleum Co.) in letzter Zeit erheblich gediehen sein. Sollte auch das Erdöl im Yemen dem unter englischer Führung stehenden Einfluß der Vierländer-Konzerne anheimfallen, so wäre Italien mit seinen Schürfplänen für die rasche und billige Versorgung seines nordostafrikanischen Kolonialreichs mit flüssigen Brennstoffen auf die eigene Küste in Eritrea und Somaliland verwiesen, es sei denn, daß sich die Zusammenarbeit mit Ägypten erreichen läßt. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß Ägypten im Rahmen des neuen Bündnisvertrags mit England den Konsorten treu bleibt, die bisher für die Bohr- und Verkaufspolitik der Anglo-Egyptian Oilfields Ltd. verantwortlich waren. Das hieße, die ins Auge gefaßten, auf Grund der jüngst weitgehend revidierten Bohrlizenzbestimmungen zu vergebenden Schürfrechte an die Royal-Dutch-Shell-Gruppe fallen lassen, da diese Gruppe naturgemäß das größte Interesse hätte, sich Ersatz für die der Erschöpfung entgegengehenden Brunnen der Anglo-Egyptian Oilfields (1935 nur 182 000 mt Ausbeute, nach 221 000 mt im Jahr 1934 und 238 000 mt im Jahr 1933) zu schaffen und ihre Absatzorganisation für den ägyptischen Verbrauchsmarkt nicht eingehen lassen zu müssen. Abgesehen von den erwarteten neuen Erdölfunden auf ägyptischem Hoheitsgebiet dürfte man auch bald wieder die Halbinsel Sinai auf Erdöl hin absuchen. Ob die sudanesischen Küste Aussichten des gewinnbringenden Fündigwerdens für Petroleum bietet, mag dahingestellt bleiben; doch dürften auch hier nur Anwärter berücksichtigt werden, die bereit wären, mit der Iranian-Shell-Gruppe eng zusammenzuarbeiten. Auch im Persischen Golf haben es die Iranian-Iraq-Konsorten keineswegs bei dem produktions- und schürftechnischen Vorsprung der Standard Oil of California-Gruppe auf Bahrein und zu Hasa am Festland belassen. Südöstlich von Bahrein ist vom Scheich von Qatar trotz scharfen Wettbewerbs der Standard-Oil-Texas-Gruppe eine wertvolle Konzession erworben worden; wiederum ist die Petroleum Concessions als Konzessionsträgerin eingeschaltet, während die demnächst aufzu-

nehmenden Schürfungen durch die Petroleum Development (Qatar) Ltd. (Aktienkapital 100 100 £) erfolgen sollen. Man bezeichnet diese Konzession als ganz besonders vielversprechend, weil sie in der angenommenen Linie des Erdrisses liegt, an dem nördlich die großen persischen Erdölvorkommen der Anglo-Iranian Oil Company festgestellt wurden, die sich bis Bahrein fortzusetzen scheinen. Damit nicht genug, sind noch vor wenigen Wochen durch dieselbe Gruppe zwischen Qatar und Ormuz an der Meeresenge gleichen Namens weitere Schürfrechte auf Festland und Inselreich erworben worden und sollen durch die Petroleum Development ausgewertet werden; auch sie wird von Petroleum Concessions, d. h. der Iraq Petroleum Co. beherrscht. Wichtig an dieser Konzession ist die Tatsache, daß jede einzelne Unterkonzession von Ibn-Saud gutgeheißen worden ist, da die in Frage kommenden Fürsten noch in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu dem starken König von Saudisch-Arabien stehen. Damit ist eigentlich der Konzessionsring um die arabische Halbinsel geschlossen.

Bis auf die Bahrein-Brunnen der Standard Oil of California ist das ganze, von der Küste aus zu erforschende Gebiet dem Einfluß der Iraq Petroleum Co. bzw. der Anglo-Iranian Oil Co. anheimgefallen. Die Folgerungen für eine Macht wie Italien, zu deren wichtigsten Aufgaben es zählen muß, sich strategisch den Weg ins Rote Meer offenzuhalten, lassen sich ohne weiteres ausmalen. Insofern kann der Vorstoß der Anglo-Iranian Oil Co. in Arabien als Gegenstück zu dem neuen britisch-ägyptischen Bündnisvertrag angesehen werden.

F.

Umsiedlungen auf dem Balkan

Von der Öffentlichkeit als Möglichkeit und Vorbild viel zu wenig beachtet wurde der große Austausch zwischen den in der Türkei wohnenden Griechen und den auf griechischem Staatsgebiete wohnenden Türken nach Beendigung des griechisch-türkischen Krieges; er riß Millionen von Menschen im Staatsinteresse aus ihrer Heimat und gab ihnen einen neuen Boden — eine harte, aber saubere Lösung der Minderheitenfrage. Heute vollzieht sich zwischen Rumänien und der Türkei eine ähnliche Umsiedlung, wenn auch in bedeutend geringerem Ausmaß. Für die Betroffenen bedeutet sie natürlich einen schwerwiegenden Eingriff in ihr Dasein, auch wenn sich die Regierungen größte Mühe geben, die Schwierigkeiten auf ein Mindestmaß zu verringern. Über diese Umsiedlung berichtet die „Deutsche Tageszei-

tung“, das „Blatt der Deutschen in Rumänien“ am 9. September 1936:

Abkommen über Auswanderung der Türken unterzeichnet

Die Verhandlungen über die Regelung der Auswanderung rumänischer Untertanen muslimischer Herkunft aus dem Kadrlater ist durch die Unterzeichnung eines Abkommens zwischen der rumänischen und der türkischen Regierung abgeschlossen worden. Um die Besiedlung des durch die Auswanderung freierwerdenden Gebietes zu gewährleisten, sollen die Auswanderungen gebietsweise im Zeitraum von 5 Jahren erfolgen.

Der rumänische Staat hat das Vorkaufsrecht. Der Preis wurde auf 6000 Lei je Hektar einheitlich für alle Grundstücke, ob bebaut oder unbebaut, festgesetzt. Insgesamt handelt es sich um etwa 100 000 Hektar. Im Laufe von 5 Jahren werden das Land etwa 35 000 Familien verlassen. Das Abkommen tritt am 1. April 1937 in Geltung. F.

Chinesisches Staatsdenken

Dem Novemberheft (Nr. 16, 1936) von THE PEOPLES TRIBUNE (Schanghai), entnehmen wir Teile der Botschaft, die Chiang Kai-shek anlässlich der Feier seines 50jährigen Geburtstages an das chinesische Volk richtete. Sie zeigt die eigenartige, im Erlebnis der Familie wurzelnde Staatsauffassung der Chinesen ebenso deutlich wie die Persönlichkeit ihres großen Führers, die schon in der kürzlich veröffentlichten Auswahl seiner Reden überraschend sichtbar wurde.

Botschaft an das chinesische Volk

Obgleich ein großer Teil meines Lebens der Revolution gewidmet war, habe ich bisher erst den hundertsten Teil der Aufgaben vollendet, die ich mir für mein Vaterland gestellt habe. Ich bin heute 50 Jahre alt. Seit mehr als 30 Jahren werde ich vom Staat erzogen und unterhalten; denn mit Beginn des Mannesalters verscrieb ich mich dem Heer, ebensolange diente ich der nationalen Revolution. Alles, was ich diese Jahre hindurch aß, meine Kleidung und all die anderen Dinge, die ich Tag für Tag gebrauchte, — sie alle kamen vom Staat, mit anderen Worten: vom Schweiß und aus der schweren Arbeit meines Volkes. Meine Schuld dem Vaterland gegenüber ist groß.

Mit anfeuernder Herzlichkeit haben meine Landsleute, Männer und Frauen, alt und jung, daheim und draußen im Ausland beigetragen zum Kauf von Flugzeugen für die

Regierung — das soll mein Geburtstagsgeschenk sein. Es macht mir das tiefe Vertrauen und die großen Hoffnungen voll bewußt, die dies Volk in mich setzt. Unwürdig, wie ich mich fühle, kann ich nur schwer glauben, daß ich der Empfänger einer solchen Ehrung sein soll; ich weiß nicht, wie ich sie vergelten kann.

Ich erinnere mich heute der Erziehung meiner Lehrer, der Hilfe meiner Kameraden, des Heldentums wie der Opfer meiner Amtsgenossen in der Regierung. Sie sind in mir so lebendig, als ob sie vor meinen Augen stünden; ich denke ihrer mit tiefer Rührung.

Aber unter diesen Bildern steht unauslöschlich die Erinnerung an meine Mutter, die soviel bei der Erziehung ihres vaterlosen Jungen zu dulden hatte. Heute, wo die Bäume an ihrem Grab groß und stark geworden sind, muß ich erkennen, wie wenig ich bisher zu Ende führte und wie oft ich versäumt habe, gemäß den Hoffnungen zu leben, die sie in mich gesetzt hat.

Die Schwierigkeiten, die sich der Partei und dem Staat entgegenstellen, sind zahllos, das Elend unseres Volkes ist noch groß, der Weg des Wiederaufbaus, der vor uns liegt, noch sehr lang. Es beschämt mich, daß ich nicht alle meine Zeit genutzt habe, um meine Pflicht zu erfüllen.

Mein Geist ist voll solch quälender Gedanken. Aber ich will lieber von all den Mühseligkeiten und den Schwierigkeiten sprechen, die meine Mutter bei der Erhaltung und Erziehung ihrer Familie zu ertragen hatte und die sie überwinden mußte; dann kann sich die Welt die Lage der Hilflosen und Armen besser vorstellen und sie würdigen. Ich hoffe, das dient in mancher Hinsicht uns allen als Ansporn zu Zurückhaltung und Selbstzucht und mahnt uns an die große Aufgabe der Rettung von Nation und Volk.

Ich wurde in einem kleinen Dorf geboren, in dem mein Großvater und mein Vater einen kleinen Pachthof unterhielten und ihren Studien lebten. Durch Fleiß und Sparsamkeit erwarben sie einen bescheidenen Wohlstand. Mein Vater starb, als ich neun Jahre alt war; seit dieser Zeit hatte meine Familie viel Schwierigkeit und Trübsal zu erdulden.

Ich muß daran erinnern, daß die Manchu-Regierung damals das höchste Maß von Korruption erreicht hatte. Ein degeneriertes oberes Bürgertum und ein bestechlicher Beamtenstand ließen Ausnutzung und Mißhandlung des Volkes zur Gewohnheit werden.

Meine Familie, ohne Anhang und Einfluß, wurde sofort die Zielscheibe solcher Miß-

handlungen und Kränkungen. Von Zeit zu Zeit wurden uns wucherische Steuern und Dienstleistungen aufgezwungen; einmal wurden wir sogar öffentlich vor Gericht beschimpft. Zu unserem Kummer und Leid blieben alle unsere Freunde und Verwandten hierbei nur uninteressierte Zuschauer.

Die elende Lage unserer Familie in dieser Zeit ist wirklich nicht zu beschreiben. Wir schulden es allein meiner Mutter, ihrer steten Freundlichkeit und ihrer Ausdauer, daß die Familie vom Untergang gerettet wurde. Kühn und mit eiserner Entschlossenheit ging sie daran, die Familie vom Untergang zurückzureißen, mit der gleichen Entschlossenheit wußte sie ruhig, aber resolut, ihre Kinder in einer anständigen Art zu erziehen.

Ihre Aufgabe war weder leicht noch beneidenswert; denn bei jeder Kleinigkeit mußte sie mit eigener Hand zupacken. Als Knaben liebte sie mich zärtlich, aber ihre Liebe war mehr als die übliche einer Mutter; sie war eine strenge Zuchtmeisterin. Nie unterließ sie, mich genau zur Rechenschaft zu ziehen, wenn ich einmal mutwillig war.

Jedesmal, wenn ich nach Hause kam, fragte sie mich, wo ich gewesen sei und was ich getan habe; wenn ich von der Schule zurückkam, wollte sie die Aufgaben wissen. Sie ließ mich Handarbeit verrichten, um mich körperlich zu stählen. Mit einem Wort: all ihre Zeit und ihre Kraft hat sie meinem Wohlergehen geopfert.

In meiner Jugend war ich sehr mutwillig, voll jugendlicher Ungeduld, und konnte harte Zurechtweisungen nicht vertragen. Ich wurde hilflos wie ein Kind; die anderen Jungen behandelten mich stets schlecht und vertrieben mich oft von ihren Spielplätzen.

Als ich dann das Mannesalter erreicht hatte, beschloß ich, ins Ausland zu gehen, um eine militärische Erziehung zu genießen. Anfangs waren viele unserer Verwandten und Nachbarn darüber sehr erstaunt, einige standen meiner Entscheidung feindlich gegenüber. Sie würden mich wirklich verhindert haben meinen Wunsch durchzusetzen, wäre es nicht dem entschlossenen Willen meiner Mutter und ihren entschiedenen Bemühungen gelungen, mich mit dem notwendigen Kapital zu versorgen.

Als mir später die tragenden Grundsätze unserer nationalen Revolution bewußt wurden, beschloß ich, mich der Partei und der Nation zu widmen — ein Schritt, der viele Schwierigkeiten und Gefahren nach sich zog. In dieser Zeit brachen alle bis auf einen meiner Verwandten die Beziehungen zu mir ab. Diese einzige, die weiterhin an alles glaubte, was ich unternahm und die bereit war, alles zu

tun, um mich geistig und finanziell zu unterstützen, war meine Mutter.

Zur Zeit der Errichtung der Republik war ich 25 Jahre alt. Nun war ich imstande, unser Heim für meine Mutter besser auszustatten und ihre Wünsche ein wenig zu erfüllen. Unglücklicherweise brachte die republikanische Regierungsform nicht den Frieden.

Im ganzen Land tobten die Kämpfe zwischen den streitenden Militaristen. Unter diesen Umständen war die Anwendung der Parteigrundsätze völlig unmöglich; zeitweise schien die Sache der nationalen Revolution hoffnungslos verloren. In dieser kritischen Zeit war es wieder meine Mutter, die mir mit klugem Rat beistand.

16 Jahre hindurch, — das ist von der Zeit an, wo ich, 9 Jahre alt, meinen Vater verlor, bis zu dem Tag, wo ich 25 Jahre alt wurde, hat meine Mutter keinen Tag gekannt, der von häuslichen Schwierigkeiten frei war. Obgleich sie oft in Sorge war über mein Flüchtlingsleben in dieser Zeit, verlor sie nie Ruhe und Selbstvertrauen; sie betrachtete die Wiederherstellung unseres Hauses als ihre einzige Verantwortung.

Gelegentlich sagte sie zu mir: „Unglück, Mißerfolge, Gefahren und Leiden der Menschen: — das alles sind tägliche Erscheinungen überall in der Welt. Wir müssen Selbstvertrauen und Selbstzucht haben, um einen Weg daraus zu finden. Je größer unsere häuslichen Schwierigkeiten sind, desto wichtiger wird es, die Tradition unserer Familie aufrecht zu erhalten; je schlimmer unser häusliches Unglück wird, um so härter werde unser Wille. Für eine arme Witwe und eine arme Waise, aber auch für jeden anderen, der es versucht, sich in dieser schrecklichen Welt zu behaupten, gibt es nichts Besseres als Selbstvertrauen und Selbstzucht.“

Beim ersten Fehlschlag in den Anfangstagen der Revolution kam mir meine Mutter wiederum zu Hilfe. Sie lehrte mich, daß man das Prinzip der Ehrfurcht vor den Eltern auch auf die Nation anwenden müsse. Sie erinnerte mich daran, wie wir früher zu Hause über die Schwierigkeiten hinweggekommen waren und forderte mich auf, dasselbe Prinzip in erweitertem Sinne — nämlich im

Sinne der Nation — anzuwenden; dann würden Ungerechtigkeit und Unterdrückung für immer aus der menschlichen Geschichte verschwinden. Sie prägte mir ein, daß man, um ein gehorsamer Sohn zu sein, nicht nur genau die Grundsätze der Ehrfurcht vor den Eltern erfüllen müsse: diese Grundsätze erfordern auch eine unerschrockene Hingabe an die Sache der Nation.

Solch gute Worte gab mir meine Mutter mit in der Absicht, mein Leben zu leiten. Obgleich es immer mein inbrünstiger Wunsch geblieben ist, all mein Handeln in Übereinstimmung mit den Wünschen meiner verstorbenen Mutter zu halten, ist es mir nicht gelungen, ihre großen Erwartungen zu erfüllen, ihre großen Erwartungen zu erfüllen. Wenn immer ich an die Lage zurückdenke, in welcher wir zwei — eine verwitwete Mutter und ein vaterloser Sohn — im Schatten kalter Wirklichkeit lebten, kann ich nur beten, der Tag möge kommen, an dem ich fähig bin, die Wünsche meiner Mutter in einer würdigen Art zu erfüllen.

Das ist die große Schuld meinem Vaterland, das ist die große Schuld meiner Mutter gegenüber. In ruhigen Augenblicken habe ich mein Leben in den vergangenen 25 Jahren überdacht. Ich muß gestehen, daß die ersten 25 Jahre meines Lebens von großen Schwierigkeiten bedrängt waren. Ich habe den Verlust meiner Mutter erlitten, ich war gehemmt durch den Mangel an Mitteln, und wieder war ich im Lebenskampf gehemmt durch meine nur bescheidenen Kenntnisse.

Die letzten 25 Jahre waren ebenso schwer, weil auf meinen Schultern die große Aufgabe der nationalen Rettung lag. All diese langen Jahre eines harten Kampfes erscheinen mir so, als ob sie sich gestern ereignet hätten.

Es gibt ein Sprichwort: „Von der Familie wird die Nation gebaut.“ Grundsätze, aus denen heraus eine Familie aufsteigt oder fällt, zeigen sich ebenso bei Volkskörper und Nation. Wie eine Familie, so kann auch ein Volk mächtig sein, und zu anderer Zeit schwach. Aber ob ein Volk zugrunde geht oder aufblüht, — alles hängt von Willen und Zähigkeit jedes einzelnen ab.

Go. — V.

FRANZ PAUSER:

Die Alpenstellung der Römer und die Gegenwart I

Es war im Jahre 218 vor unserer Zeitrechnung. Das Unerhörte war Wirklichkeit geworden; das Heer Hannibals mit seinen Afrikanern und Elefanten, mit iberischer Reiterei und dem Fußvolk aus den spanischen Besitzungen der Karthager, hatte die gewaltige Mauer der Westalpen durchbrochen und stand nun plötzlich schon im Flachland, wo der Po — nur noch wenige Meter über Meereshöhe — seinen Lauf in der Tiefebene sucht.

Aber in dieses Einzugsgebiet des Po waren auch die Römer erst vor einigen Jahren vorgestoßen; über den Apennin, die natürliche Begrenzung des damaligen italischen Lebensraums, hatten sie zum Wehrschutz in das Vorland im Norden hinausgegriffen. Dieses weite Becken zwischen den apenninischen Höhenzügen und dem Halbkreisbogen der Alpen — ein ehemaliger Golf der Adria, welchen der mächtige Strom mit seinen Sinkstoffen aufgefüllt hat — war das Siedlungsgebiet gallischer Völker. Zwei Jahrhunderte zuvor waren Kelten in der geräumigen, fruchtbaren Ebene zur Landnahme geschritten und hatten dabei die vorindogermanische Urbevölkerung unterworfen oder vielmehr in die Berge beiderseits abgedrängt. Und die Wirkungen dieses Ausräumens der bisherigen Bewohner, vereint mit dem Hinzutreten anderer nordischer Elemente in der späteren Völkerwanderung, lassen sich in den drei Zonen: Alpentäler, Flußnetz in der Ebene und altitalische, apenninische Landschaft heute noch beobachten. Neben den geographischen Gegebenheiten verdankt diesem Wechsel der Besiedlung der Kulturbereich am Po sein eigenes Antlitz, seine Verknüpfung mit dem großen festländischen Zusammenhang!

Auf diesem damals gallischen Boden sollte nunmehr die große Auseinandersetzung im zweiten Punischen Kriege beginnen; hier wurde für die Folge das Ringen zweier Jahrtausende um die Geschieke Europas eingeleitet. Dieser geschichtliche Raum, der sich als die eigentliche Machtgrundlage des Italiens der Gegenwart in wirtschaftlicher, völkischer und politischer Hinsicht darstellt — von dem sogar in entgegengesetzter Richtung zum Aufbau des antiken Rom die Entwicklung des modernen Italiens ausgegangen ist, wie sie auf ihm beruht —, das Stromgebiet des Po war damals nichts weiter als vorgelagertes Land, ein Glacis vor den Grenzen der römischen Herrschaft. Erst zwei Jahrhunderte später, in der augusteischen Zeit, sollte auch der Gallia Cisalpina der Name Italien zuteil werden.

Dieses Vorfeld nördlich der Grenze am Apennin zu gewinnen — nach dem Erwerb der Inseln Sardinien und Korsika (238) als Schutzgürtel am Tyrrhenischen Meer —, war seitdem das Ziel der Kämpfe der Römer geworden. Überlegene Führung wie bessere Bewaffnung verschafften den Legionen die Oberhand über ihre keltischen Gegner, die Cenomani südlich des Gardasees und die Insubres in der Gegend um Mailand. Die Wohnsitze dieser gallischen Völker in der Ebene am Fuße



Karte 1: Aufbau und Gliederung des Alpenraumes (Grundlage: Andréas Handatlas)

des Gebirges entsprechen ungefähr dessen Gliederung in Ost- und Westalpen; und bereits darin gibt sich der Januskopf dieses Raumes, wie auch die verschiedene geopolitische Wertung seiner beiden Flanken zu erkennen.

Die Entscheidung fiel im Westen, und zwar noch südlich des Stromes, dort wo die Mündung des Tessins den Po ganz dicht an die apenninischen Höhen heranrückt und damit die Landschaft auf dem rechten Flußufer in ihrer Mitte unterteilt. Am westlichen Ausgang des Engpasses, welcher den einzigen Durchlaß von der Ämilia zum Oberlauf des Po und der alten Liguria und weiterhin auch zu den Übergängen um die Cottischen Alpen gewährt, liegt das Schlachtfeld von 222 bei Clastidium. Gerade blieb den Römern Zeit zur Gründung des Brückenkopfes von Placentia am Eingang des Passes, zur Umgehung dieser Sperre auf dem linken Ufer des Po über Ticinum, das spätere Pavia geschichtlichen Angedenkens. Mit Mediolanum gewannen sie den Knotenpunkt inmitten der reichen, lachenden Ebene angesichts der Alpenketten; und ein Flußübergang abwärts, gen Cremona, hatte ihnen auch die Linien nach den Ostalpen geöffnet. Aber bevor es möglich wurde, die neugewonnene strategische Stellung von Brückenköpfen und Wegebündeln im Gallierlande durch die künftige Via Aemilia längs der Höhen des Apennin mit der

alten Grenze am Rubico zu verknüpfen, machte der Einfall Hannibals die römische Herrschaft wieder zunichte. Vier Jahre nach Clastidium und jenem Schlachtfeld gegenüber, bei Ticinum, und dann nochmals nahe der Flußpforte auf dem rechten Ufer schlug der karthagische Feldherr — unterstützt von aufständischen Galliern und von Soldtruppen aus dem Alpenraum — das römische Heer: Der Weg nach Italien lag damit frei!

Es läßt sich nun die Frage aufwerfen, weshalb die Römer nicht an günstigerem Orte der punischen Streitmacht entgegengetreten sind; und da erhebt sich das Problem der Grenze, das noch mehr als ein historisches, ein gegenwärtiges Interesse beansprucht. Dabei muß die Häufung geschichtlicher Schlachtfelder in der Gallia Transpadana auffallen; nicht ganz so zahlreich sind sie im Flachland vor den Ostalpen oder in dem bergigen Gelände im Südwesten. In der alten Liguria südlich des oberen Po wird das Flußnetz von wenig aufgeschlossenen Ketten umfaßt. Der Zug des Apennins und der Ligurischen Alpen trennt das mehrfach unterteilte Becken von dem schmalen Küstensaum ab und wendet das Gesicht der Landschaft vom Meere dem Festland zu — statt nach Genua gen Turin. So tritt denn auch in der späteren Entwicklung an die Stelle der Lagerung der römischen Verwaltungsbezirke Liguria und Gallia Transpadana in der Breite und mit dem Lauf des Po als Trennungslinie — wie es dem Blick von Rom her entsprechen mußte¹⁾ — eine Drehung in die Längsgliederung in der Richtung des Stromes: Die Herrschaft um Turin wird zur Klammer im Quellgebiet. Die Liguria — deren Unterwerfung den Römern erst 154, lange nach der Wiedereroberung der Gallia Cisalpina gelungen ist — wandelt sich in ihrem kontinentalen Hauptteil zur südlichen Hälfte des „Piemont“: Steil, unvermittelt und ohne Vorberge steigen die Alpen aus ihm empor. Und der Übergänge ermangeln auch die senkrecht zum Meere verlaufenden Ketten der schwer zugänglichen, schwach besiedelten See-Alpen.

So wenig zum Durchzug geeignet mithin dieser südliche Abschnitt der Gebirge sich darstellt, so wegsam ist der im Norden anschließende Alpenraum — wenigstens westlich der Wasserscheide. Und hier ist seit den Tagen Hannibals die große Mehrzahl der Heeresbewegungen über die Westalpen vor sich gegangen. Während das weite Becken der oberitalienischen Tiefebene von Ketten umschlossen wird, welche durch kurze, hohe Steilhänge gekennzeichnet sind, folgt jenseits des Alpenkamms eine breite, stufenreiche Abdachung zu der Furche der Rhone hin. In allmählichem Anstieg greifen langgezogene Täler weit in das Hochgebirge hinein.

Von ihrer Mündung unweit des Rhonedeltas reicht das Quertal der Durance bis in die Cottischen Alpen und dicht an die Quellflüsse des Po heran. Die bedeutende Länge des Flusses (380 km) läßt eine Gliederung in verschiedene Landschaften erwarten; sie liegt dort, wo der eiszeitliche Gletscher endigte, bei der Paßenge von Sisteron. Die untere Hälfte des Flußlaufs weist sie dem Trockenklima des Mittelmeeres und der ehemaligen Provence zu. Aufwärts

1) So bilden auch Landesgrenzen, die dem Rheinstrom parallel gezogen sind, eine Begünstigung der westöstlichen Blickrichtung!



Karte 2: Die Anmarschlinien Hannibals und die Errichtung der Römerherrschaft
(Grundlage: Putzgers Historischer Atlas)

- | | |
|--|---|
| Begrenzung der oberitalienischen Tiefebene | ➔ Vorstoß Cäsars in Richtung der Ausdehnung der Römerherrschaft |
| ===== Wasserscheide in den Westalpen | } Abschnitte der voralpinen Längsverbindung |
| ○ Strategisch wichtige Punkte | |
| ➔ Anmarschlinien Hannibals | |
| | In den Westalpen
In den Zentralalpen |

ergibt sich eine Gabelung: Im Talweg und jenem der Nebenbäche gewährt eine Reihe fruchtbarer und sonniger Schwemmlandbecken (Gap-Embrun-Barcelonnette), deren Entstehung glazialer und fluvialer Erosion zu verdanken ist, eine gute Besiedlung bis zur obersten Talweitung hin, dem uralten Brigantio-Briançon, unmittelbar an der heutigen Grenze.

Dieser obere Abschnitt ist größtenteils dem alpinen Gebiet der Dauphiné zugehörig.

Die Verknüpfung mit dem Stammland und der Hauptstadt Grenoble (dem vorrömischen Cularo) wird auf der Trennungslinie der Voralpen vom Hochgebirge in der Narbe vom Mittel-
lauf der Durance durch die Täler des Buëch und des Drac zur mittleren Isère hergestellt — als einem Glied in der großen Längstalfucht, welche schließlich durch das Tal von Chamonix und die Furche von Rotten und Vorderrhein in weitem Bogen in den Gebirgskörper eingesenkt ist und mitten durch den langgezogenen Alpenraum eine innere Verbindung gestattet.

Ihr parallel verläuft — auf kürzerer, aber wichtiger Strecke — im Bereich der eigentlichen Westalpen der Sedimentgürtel des sogenannten Briançonnais, welcher zwischen der kristallinen Zone des Belledonne- und Pelvouxmassivs (4103 m) und den Grajischen und Cottischen Alpen eingebettet liegt. Klimatisch geschützt, ist dieser Teilraum seit alters ein ausgezeichnetes Durchzugsgebiet: Während man von der oberen Durance bereits durch das Becken von Barcelonnette und den Col de Larche (1995 m) am Nordende der Seealpen nach Cuneo im südlichen Piemont gelangen kann, erlaubt der bequeme Paß des Mont Genève (Mons Matrona 1860 m), der in die Glanzschiefer der Cottischen Alpen eingeschnitten ist, den Weg ins Tal der Dora Riparia gen Turin. Und noch auf dieser Seite der Kämme ist dasselbe Briançon über den Lautaret usw. mit der Romanche im Westen (Grenoble) und der Maurienne im Norden verbunden. Schließlich führt aus der Maurienne, dem Tal des Arc, schon seit 1857 die Eisenbahn Viktor-Emanuel unter dem Col de Fréjus (2528 m) von der Hauptstadt des alten Savoyen, Chambéry, zur Residenz Turin; und weiter oberhalb legt der Mont Cenis (2084 m) die kürzeste Stoßrichtung über Susa nach Turin frei und faßt damit die italienischen Stellungen in den Cottischen Alpen und an der obersten Dora Riparia im Rücken. Endlich wird durch die Kerbe zwischen den Grajischen Alpen und dem Montblancmassiv, den Kleinen Sankt Bernhard (2188 m), das andere der savoyischen Hochalpentäler (das der oberen Isère), die Tarentaise, mit dem Aostatal der Dora Baltea verknüpft.

Einerlei, welcher dieser Linien Hannibal den Vorzug gegeben haben mag; heute noch sind die Meinungen darüber geteilt, ob aus dem Gebiet der Dauphiné, von der unteren Isère über Cularo (das künftige Gratianopolis und Grenoble), den Drac und dann die Durance aufwärts nach Brigantio-Briançon und dem Genève zur Dora Riparia — oder aber aus dem Savoyischen über Chambéry und durch die Maurienne zum Cenis, auf kürzerer Strecke gleichfalls gen Turin — oder auch von der Tarentaise über den Kleinen St. Bernhard ins Augster Tal in den Rücken von Turin: Kennzeichen der westlichen Abdachung dieses Alpenzugs ist die große Aufgeschlossenheit des Gebirgskörpers; und des Nachdenkens wert, namentlich in den Auswirkungen auf die äußere Politik, ist die Verschlechterung der Lage, welche Turin, das Kraftzentrum der Industrie des modernen Italiens, durch die Änderung der Grenzziehung 1860 erfahren hat — auch ohne Überschreitung des Alpenkamms liegt es im Bereich des Fernfeuers! Aber selbst wenn es einmal überraschend gelingen sollte, den Gegner aus seinen vordersten starken Festungen im Gürtel des Briançonnais zu werfen — niemals könnte dieses Bravourstück von entscheidender Bedeutung werden; immer wird die Zugänglichkeit der jenseitigen Täler dem Gegner gestatten, schrittweise aus dem Hochgebirge auf die nächsten Befestigungen zurückzugehen. Auf die festen Stellungen Grenoble-Toulon und auf die schluchtenreichen, wenig zugänglichen Voralpen würde schließlich die natürliche Verteidigungsfront am reißenden Strom der Rhone folgen, welche wiederum den steilen Abfall des Zentralmassivs im Rücken hat!

Fürwahr, die Neigung für die „lateinische Schwester“ wird verständlich — denn nichts von alledem bietet sich auf der anderen Flanke des Hochgebirges dar: In jähem Absturz brechen die Alpen, geradezu geologisch greifbar, innert 40 km von der Grenze steil in das Tiefland der Poebene ab. Einzig das Augster Tal weist in seinen Gefällstufen, wie in jener beim Fort Bard, natürliche Begrenzung auf — nicht vergebens entspricht ihr die Scheidung italienischen Volkstums vom savoyardischen, franko-provenzalischen, im gleichzeitigen Zusammentreffen mit den ennetbirgischen Siedlungen der deutschen Walliser an dieser Dreivölkerecke! In jedem Falle aber lehrt das Beispiel vom Ortler und den Dolomiten, wie wenig geeignet für militärische Operationen großen Stils und zu endgültigen Entscheidungen das Gebirge ist; nicht dort liegen die großen Schlachtfelder..

Nicht allein aus der Fremdheit des Lebensgefühls hielten sich die Römer — Söhne des Südens, der sonnigen und ariden Gestade des Mittelmeeres — noch während der nächsten zwei Jahrhunderte dem Alpenraum fern. Bessere Strategen als ihre Nachfolger, waren sie sich bewußt, daß nicht auf dem erkünstelten Begriff der „Grenze auf der Wasserscheide“ die Sicherheit ihres Staates beruht, vielmehr in der Beherrschung der Anmarschlinien. Auf dieser Erkenntnis bauten namentlich die Eroberungen Cäsars das Römerreich auf. Und wenn das dritte, das vorfaschistische Italien die „Grenztheorie der Wasserscheide“ bis zur Vollkommenheit entwickelte und vielleicht sogar auch selber daran glaubte — so erblickt jedenfalls das gegenwärtige in ihr nichts anderes als ein Mittel, mehr für die politische als für die militärische Auseinandersetzung. Denn so geschickt hat im Vertrage von Plombières Napoleon III. es verstanden, mittels der Ziehung der Grenze auf dem Alpenkamm für alle Zukunft sich einer friedlichen Politik seines Nachbarn zu versichern, so daß auch „das vierte Italien“ beim Versuch, jene Spur des großen Cäsar wieder aufzunehmen, nach Linien geringeren Widerstandes Ausschau hält, als sie in den Westalpen anzutreffen sind...

Die Anmarschlinien Hannibals dort zu durchkreuzen, wo allein der Erfolg erhofft werden kann — vor seinem Eintritt in den westlichen Alpenraum —, war den Römern mißlungen. Zu spät hatte der Konsul Publius Cornelius Scipio zum zuvorkommenden Stoße über See ausgeholt, dem Angriff auf die karthagische Basis in Spanien; nun vermochte er nicht mehr den großen Punier daran zu hindern, mit überlegenen Kräften aus dem Küstenland vor den Cevennen auf das linke Ufer der Rhone überzutreten, dann die Furche dieses Stromes aufwärts zu steigen und in großem Bogen schließlich den Wall des Hochgebirges zu durchbrechen. Aber auch der zweite Einbruch aus dem Westen, der des Hasdrubal 207, gab den Römern noch keine Veranlassung, nach dem Raum jenseits der Alpen überzugreifen, denn beim Ausgang des Krieges war kein ebenbürtiger Gegner mehr vorhanden. Rom wandte sich wieder vom Norden ab und stand nun ganz im Banne des Mittelmeeres. Zum Wehrschutz gegen die Kelten genügte die Gallia Cisalpina, welche in schweren

Kämpfen erneut unterworfen wurde, um in der Folge einer allmählichen Romanisierung anheimzufallen. Der Alpenraum jedoch lag aus geopsychischen¹⁾ wie aus strategischen Gründen außerhalb des Gesichtskreises — für beinahe zwei Jahrhunderte, bis zur Zeit des Augustus!

Das Hochgebirge blieb draußen, in der Hauptsache also das um die Zone des Briançonnais, in welcher auch später, in der augusteischen Epoche, das Königtum des Cottius als eines Bundesgenossen der Römer bestehen bleiben sollte. Hingegen wurde der Raum der Voralpen bald in die römische Herrschaft einbezogen, nachdem sie erst einmal im Hinterland von Massilia Fuß gefaßt hatte. Zum Ausgangspunkt einer großen Entwicklung wurde die Hilfeleistung, welche die Römer ihrem Verbündeten aus den Punischen Kriegen, der Griechenkolonie am Saume des Mittelmeers, gegen die unruhigen Bewohner des Landesinnern gewährten. Dieser schmale Raum, wie er zwischen den sogenannten provenzalischen Ketten vom Osten zum Westen streicht, sollte zur Grundlage für die gesamte Reichsbildung in Gallien, in Britannien, wie im rheinischen Germanien werden. Auch nach Öffnung der Alpenpässe und noch beim Untergang des Römerreichs lag hier das Bindeglied zwischen Inland und Meer, zwischen dem unterworfenen Gallien und der Hauptstadt der Welt. Es ist kein Zufall, wenn ein Jahrtausend später das Zwischenreich Kaiser Lothars auf den gleichen Linien erstand! Aber im Gegensatz zu der späteren Schöpfung der binneneuropäischen Germanen, deren Peripherie lediglich dieses reiche Landstück angelagert war, fußte die römische Macht seitwärts der noch nicht erschlossenen Alpen auf der unbestrittenen Beherrschung der Seewege.

(Fortsetzung in Heft 2 und 3)

1) „Geopsychisch“ — wegen der Fremdheit des Lebensgefühls der mediterranen Menschen im „nordischen“ Hochgebirge!

Neue geopolitische Karten und Atlanten

Zusammengestellt und besprochen von Prof. Dr. E. Wunderlich,
Leiter des Volksdeutschen Kartendienstes Stuttgart.

Die Zusammenstellung, die in Zukunft an dieser Stelle regelmäßig, möglichst monatlich, gegeben werden soll, verfolgt den Zweck, die Leser der „Geopolitik“ rasch mit den entsprechenden Neuerscheinungen bekannt zu machen. Von eingehenden Besprechungen muß an dieser Stelle jedoch abgesehen werden; beabsichtigt ist, nur die allgemeine Bedeutung der Veröffentlichung zu charakterisieren.

Die einzelnen Karten werden jeweils in der Reihenfolge: Weltkarten und Allgemeines, einzelne fremde Erdteile, Gesamteuropa, Mitteleuropa und Deutsches Reich, Grenz- und Auslandsdeutschum, deutsche Einzelgebiete nacheinander besprochen. Dabei sind jeweils die Gegenwartsdarstellungen von den historischen getrennt. Nähere Auskünfte jederzeit gern durch den „Volksdeutschen Kartendienst“, Stuttgart, Haus des Deutschtums.

Holló, Paul, Dipl. rer. pol. **Helmut Kühn**:
Geopolitische Weltkarte. Ausführung:
P. Holló, U. v. Pezold. Etwa 1:24 000 000.
Mit 2 Nebenkarten. Waisenhaus Halle, 1936.

164×105 cm (Farbendruck). (Kopf- u. Fußt.)
Auf Lw, mit Stäben RM, 16,50.

Die Karte will vor allem die geopolitischen
Kraftlinien der verschiedenen Mächte veran-

schaulichen und versucht gleichzeitig — ohne daß jedoch die notwendige Übersicht voll erreicht wird — auch die entsprechenden wirtschaftlichen Rohstoffgebiete in ihrer Bedeutung zu zeigen. Zwei Nebenkarten bringen außerdem die Bevölkerungsdichte und die politische Gruppierung der Mächte zur Darstellung. Man vermißt eine ergänzende Übersicht der völkischen Gliederung.

Putzger, Fr. Wilh.: Historischer Schulatlas. Gr. Ausgabe; 53. Aufl., bearb. u. hrsg. von Max Pehle. Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig, 1936. RM. 5,40.

Die neue Auflage zeigt verschiedene kleine Ergänzungen. Im übrigen bietet der bekannte Atlas eines der wichtigsten Hilfsmittel für den geopolitischen Unterricht an höheren Schulen und auch Hochschulen.

Karte von China, 1:6 000 000, Format 55×40 cm. Freytag & Berndt, Wien 1936. Auslief. f. d. Reich: Grieben-Verlag G. m. b. H., Berlin. RM. —,85.

Übersichtskarte des westlichen Hauptteils von China bis Lanchou am Hoang-ho, mit farbigem politischem Flächenkolorit. Die umstrittenen fünf nördlichen Provinzen, die zur Zeit in die japanische Interessensphäre fallen, sind weiß gelassen. Für die erste Orientierung weiterer Kreise.

Hermann, Albert, Ph. D., Prof.: Historical and commercial Atlas of China. — Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press. Harrassowitz, Leipzig 1935 (Ausg. 1936). 112 S. mit Kt. (Ant. u. Chin.). 4^o = Monograph Series. Vol. I. Lw. RM. 12,50.

Im Gegensatz zum Titel wird hier die erste Darstellung Gesamtchinas und seiner Hauptteilgebiete geboten; auch geopolitisch ist der Atlas wichtig, weil die territoriale Entwicklung Chinas seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. zusammenhängend dargestellt wird.

Abessinien. Etwa 1:2 000 000. Mit 2 Nebenkarten. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935. 116,5×88,5 cm (Kopf- u. Fußt.). Best. Nr. 9968 = Wandkarten zur Zeitgeschichte. RM. —,80.

Schwarz-Weiß-Übersicht mit klarer Charakteristik des Geländes. Angabe der politischen Besitzverhältnisse bis zum italienischen Krieg, Eintragung der italienischen Vormarschrichtungen sowie einer Gesamtübersicht der bisherigen politischen Aufteilung Afrikas. Ausgesprochen für geopolitische Unterrichts- und Schulungszwecke.

Kumsteller, Bernhard: Europa seit Versailles. 1:3 500 000. (9 Nebenkarten.) 125×185 cm. Westermann, Braunschweig 1933. RM. 32.

Durch Pfeile, deren Färbung dem Flächenkolorit der betreffenden Staaten entspricht, wird das Ausdehnungsbestreben, die Bündnispolitik usw. der verschiedenen Mächte zur Darstellung gebracht und so trotz einzelner Lücken eine willkommene Übersicht der Entwicklung Europas seit Versailles geboten. Eine größere Zahl von Diagrammen usw., die wichtige Einzelheiten der Entwicklung herausheben, ergänzt die auch für die geopolitische Schulung weiterer Kreise beachtenswerte Darstellung.

Kumsteller: Europa im Jahrhundert der nationalen Bewegung 1815 bis 1914. Wandkarte 1:3 000 000. 182×115 cm. 3 Nebenkarten. 6 Farben. Gg. Westermann, Braunschweig 1931. Schulfertig, Leinenauzug RM. 30.

Farbige Übersicht der territorialen Entwicklung Europas im letzten Jahrhundert bis zum Weltkrieg. Die Entwicklungsrichtungen der maßgebenden Mächte sind durch farbige Pfeile eindrucksvoll zur Darstellung gebracht. Die Nebenkarten zeigen Bismarcks Bündnispolitik, ferner die Bündnispolitik der Mächte bis 1890 sowie den Zerfall der Habsburgischen Monarchie. Für den geopolitischen Unterricht, namentlich an höheren Schulen, sehr willkommen.

Tappe, Dr. Georg: Deutschlands Entwicklung im Laufe seiner Geschichte. (9 Karten in versch. Maßstäben.) Fusbahn, Bückeburg 1936. 1 Bl. 187×183 cm (Farbendr.). (Kopf- u. Fußt.) Auf Lw. mit Stäben RM. 30,50, auf Lw. mit Stäben und Wachstuchschutz RM. 33,50.

Serie von neun einfachen farbigen Übersichtskarten, die die Entwicklung Deutschlands von der Zeit vor der Völkerwanderung bis zum Dritten Reich zur Darstellung bringen. Man vermißt dabei jedoch eine Übersicht der völkischen Gegebenheiten, die zum Verständnis unbedingt notwendig ist. Ebenso wäre ein größerer Maßstab der Karten erwünscht. Hauptsächlich für die geopolitische Schulung in weiteren Kreisen.

Das ungeschlagene Deutschland, ca. 1:3 000 000, 58×70 cm. Hrsg. vom Verlag „Der Praktische Schulmann“, Stuttgart 1936. Unaufgezogen RM. 4, auf Lw. mit Stäben RM. 6.

Eintragung der verschiedenen Fronten des Weltkrieges mit Angabe ihrer Entwicklung; dazu Flächenkolorit für die am Kriege beteiligten Staaten. Hauptsächlich für den geopolitischen Unterricht und Schulungszwecke in weiteren Kreisen.

Tertoolen, Dr. Anton: Die Aufteilung der kolonialen Rohstoffgebiete — und das Deutsche Reich? Nebst Leitf. Waisenhaus, Halle 1936. 1 Tafel 115 × 72,5 cm; 7 S. 8°. (Farbendr.) (Kopf- u. Fußt.) Ausg. A mit Stahlschieben RM. 5,60, Ausg. B auf Lw. RM. 9.

Willkommene Darstellung des kolonialen Besitzes der verschiedenen Staaten unter Einbeziehung der alten deutschen Kolonien, mit Flächenkolorit. Wichtig sind die beigegebenen Tabellen, die die Rohstoffversorgung und die Verteilung der Rohstoffgebiete auf die verschiedenen Mächte zeigen, um damit die unbedingte Notwendigkeit kolonialen Besitzes für Deutschland zu belegen. Gutes Werbungs-material für weitere Kreise.

Schlenger, Dr. Herbert: Deutsche Stämme und Volksinseln. Wandatlas des deutschen Volkstums. Hrsg. von Dozent Dr. W. Czajka, Reihe A, mit Erläuterungsheft. Maßstab 1:2 000 000, 108 × 80 cm. Priebatsch's Buchh., Breslau 1936. Aufgezogen auf Lw. mit Stäben RM. 9,80.

Übersicht des Verbreitungsgebietes der verschiedenen deutschen Stämme mit Angabe ihrer Bewegungsrichtungen im 1. und 2. Jahrtausend, leider nicht ganz mit der erwünschten Fernwirkung. Begrüßenswert ist die ergänzende Eintragung der im großen und ganzen zutreffenden Darstellung der auslandsdeutschen Volksinseln im Osten und Südosten Europas.

Weizsäcker, Prof.: Die Verbreitung des deutschen Stadtrechts nach dem Osten. 1: 300 000, 61 × 60 cm. 2. Aufl. Verlag Vowinkel, Heidelberg 1936.

Verdienstlicher Versuch, die Verbreitung des deutschen Stadtrechts an Hand neueren Materials zu erfassen. Die Karte bietet daher eine wichtige Ergänzung zu entsprechenden älteren Übersichten. Trotz gewisser bildhafter Züge vorwiegend für den Handgebrauch.

Karl Springenschmid: Deutschland, geopolitisch gesehen. 1—10. Tausend. Verlag Ernst Wunderlich, Leipzig 1936. RM. —,66.

Sammlung einer Auswahl von einfachen, aber zum Teil sehr einprägsamen Schwarz-Weiß-Skizzen zur geopolitischen Lage und Entwicklung des Deutschen Reiches und Volkes. Die Karten wirken durch die Gegenüberstellung anderer Völker und Länder geopolitisch besonders lehrreich.

Stuhlfath, Prof. Dr. Walter: Deutsches Schicksal. Ein geopolit. Erziehungsbuch. 6 S., 55 Bl. Kt.-Skizzen. kl. 8° = Volk an d. Arbeit, H. 6/7. 2. Aufl. J. Beltz, Langensalza, Berlin, Leipzig 1935. RM. 1,20.

Zusammenstellung von rund 55 einfachen Schwarz-Weiß-Kärtchen, die die Entwicklung des Deutschen Reiches und Volkes bis auf die Gegenwart und ihre Hauptaufgaben in 5 verschiedenen Gruppen darstellen, hauptsächlich für Schulungszwecke des Arbeitsdienstes. Man vermißt eine Übersicht des Auslandsdeutschtums.

Wandkarte von Schlesien: a) Schlesiens deutsche Vergangenheit, b) Schlesiens Lage in der Gegenwart. Maßstab ca. 1:700 000. 86 × 120 cm. Hrsg. vom Bund Deutscher Osten, Breslau 1936.

Übersicht des schlesischen Raumes und der angrenzenden Teile mit Angabe der ehemaligen Siedlungsgebiete der verschiedenen germanischen Stämme etwa um 100 n. Chr., ferner besonders der Auswirkungen der deutschen Kolonisation, namentlich aus der Zeit Friedrichs des Großen. Eine Nebenkarte zeigt die schwierige volkspolitische Lage Schlesiens in der Gegenwart. Hier sind insbesondere die Verbreitung des deutschen Volksgebietes, die neuere Entwicklung der Grenzen sowie die Vorstoßrichtungen der polnischen Aufstände eingetragen. Die Karte ist für geopolitische Schulungszwecke, namentlich in weiteren Kreisen, wertvoll.

Wehrgeographische Karte von Österreich. Bearb. von R. Mlaker und A. Hympan. Maßstab 1:500 000. 54 × 24,5 cm. Freytag & Berndt, Wien 1936. RM. —,50.

Bringt durch eine Haupt- und verschiedene Nebenkarten trotz des kleinen Maßstabes die schwierige wehrgeographische Stellung Österreichs anschaulich und mit reichen Einzelangaben zur Darstellung. Dazu kurzer erläuternder Text. Vorwiegend für den Unterrichts- und Handgebrauch.

GUSTAV FUHRMANN:
Farbig und Weiß

Dagobert von Mikusch: Cecil Rhodes, der Traum einer Weltherrschaft. 262 S. Vorhutverlag Otto Schlegel G. m. b. H., Berlin. Brosch. 4.50 RM., kart. 5.50 RM., Ln. 6.50 RM.

Rupert Donkan: Die Auferstehung Arabiens, Ibn Sauds Weg und Ziel. 260 S. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig. Kart. 4.50 RM., Ln. 5.80 RM.

Wahrhold Drascher: Die Vorherrschaft der Weißen Rasse. 420 S. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart-Berlin. Ln. 9.— RM.

Heinrich Krieger: Das Rassenrecht in den Vereinigten Staaten. 361 S. Juncker & Dünhaupt Verlag, Berlin. Brosch. 10.— RM.

Wenige Männer haben im vorigen Jahrhundert das politische Weltbild mehr verändert als Cecil Rhodes, jener einsiedlerische, zwischen Kaufmann und Soldat, Staatsmann und einsamem Idealisten schwankende Mensch, dem England nicht nur riesige neuerworbene Länder verdankt, der vielmehr dem britischen Weltreich die große Afrika-Idee Kap—Kairo gab. Dagobert von Mikusch hat Cecil Rhodes eine Biographie gewidmet, die in einfacher und volkstümlicher Sprache die wesentlichen Phasen im Leben dieses bedeutenden Mannes aufzeigt. Hinter der Schilderung südafrikanischer Negerkönige tritt allerdings oft die große Linie der Weltpolitik, die stark vereinfacht dargestellt wird, zurück, und von dem Geiste des Testaments, in dem Cecil Rhodes schon in jungen Jahren seine weltpolitischen Pläne entwickelte, ist wenig spürbar. Eine Reihe von Bildern aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts schmücken das Werk, dem leider ein gutes Porträt Cecil Rhodes fehlt. Ein Literaturverzeichnis ist nicht vorhanden.

Ähnlich wie Cecil Rhodes an der weißen Front, hat Ibn Saud auf der farbigen Seite gewirkt. Aus kleinsten Anfängen stieg er nach dem Kriege zum Herrscher des größten und wichtigsten Teils der arabischen Halbinsel empor und gab mit der Wiederbelebung der wahhabitischen Idee und der Propaganda für den panarabischen Gedanken Millionen von Arabern ein neues politisches Zentrum. Donkan schildert in seinem Werk den seltsamen Aufstieg Ibn Sauds und gibt wichtige Aufschlüsse gerade über jene Periode seiner Herrschaft, die bisher im Dunkeln lag, die Zeit vor dem Weltkrieg und während des Krieges. Donkan ist kein Freund von Lawrence; es scheint uns aber, daß er angesichts des politischen Mißerfolges von Lawrence auch den Menschen und Soldaten Lawrence verkenne. Interessant ist die Schilderung der Siedlungsversuche der Ichwane, mit deren Hilfe Ibn Saud die Überwindung der Stammesunterschiede herbeizuführen bestrebt ist. Donkan schöpft stark aus eigenem Erleben, hat aber auch die in Frage kommende Literatur, wie der ausgedehnte Schriftennachweis zeigt, weitgehend verarbeitet.

Durch eigene Erlebnisse angeregt und befruchtet, ist auch das Buch von Wahrhold Drascher entstanden. Wer sich, wie es heute üblich wird, den Problemen der „farbigen Front“ zuwendet, sollte vorher die Entstehung und heutige Situation der „weißen Front“ kennenlernen. Drascher zeigt ihm hier den Weg dazu, indem er eingehend die Gründe behandelt, die zur Erringung der Vorherrschaft der weißen Rasse führten und die eine Bedrohung dieser Herrschaft ermöglichten. Er verzichtet dabei auf die Darstellung der Einzeltatsachen (die man etwa bei Rein nachlesen kann) und scheut sich auch nicht, für die weiße Rasse unangenehme Folgerungen zu ziehen. Draschers Wort: „Man hielt für Kolonialpolitik und Weltwirtschaft, was im Grunde eine ungeheure Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Rassen war“ zeigt, worauf es dem Verfasser besonders ankommt.

Einen Ausschnitt aus dieser Auseinandersetzung der Rassen behandelt das Werk von Krieger. In den Vereinigten Staaten von Amerika mußte sich zwangsläufig ein Rassenrecht entwickeln, nachdem einmal durch die Sklaveneinfuhr aus Afrika, zum andern durch die immer stärker werdende Einwanderung aus China und Japan eine Gefährdung der herrschenden angelsächsischen Schicht zu befürchten war. Trotz der dem Neger nach Aufhebung der Sklaverei formal zugebilligten Gleichberechtigung steht er unter Ausnahmegesetz, und die Einwanderung aus Japan und China ist gesperrt. Dr. Krieger hat das Rassenrecht Nord-

amerikas, das, durch die Vielfalt der Staaten bedingt, ein recht buntes Bild bietet, in einer sehr sorgfältigen Arbeit in den Neuen Deutschen Forschungen dargestellt. Krieger faßt zusammen: „Die rassische Gleichheitsideologie bildet die eine Quelle des amerikanischen Rassenrechts, die aus dem Rassenempfinden hervorgehende Erkenntnis der praktischen Notwendigkeit die andere. Zwischen diesen beiden Polen steht das geltende Rassenrecht als Kompromißergebnis.“

RUPERT VON SCHUMACHER: Büchertafel

Hermann Wendt: Der italienische Kriegsschauplatz in europäischen Konflikten. Seine Bedeutung für die Kriegsführung an Frankreichs Nordostgrenzen. Verlag Juncker & Dünhaupt, Berlin 1936, 497 S. RM. 16.

Schon der Titel verrät, daß es sich hier um ein Geschichtswerk handelt, das den alten Boden kleindeutscher Geschichtsschreibung vollständig verläßt. Es ist fast selbstverständlich, daß es dadurch zu einem unerhört weitem Geschichtsbild kommt, aber der Verf. hält auch im einzelnen die in der Themenstellung versprochene Gesamtschau durch. Zum erstenmal liegt uns hier eine Arbeit vor, die die Mehrfrontenstellung des Gesamtdeutschums in ihrer politisch- und militärisch-strategischen Spannung fruchtbar beleuchtet und die politische und militärische Bedeutung Italiens für die anderen Fronten positiv und daher richtig sieht. Die Vogel-Strauß-Politik, die während des Weltkrieges zum Teil gegenüber Italien für richtig gehalten wurde, konnte die Dynamik des italienischen Faktors weder im positiven noch im negativen Sinn aus der Welt schaffen. Wendt bricht nun endgültig mit der Methode, mit Ressentiment die Frage der Wichtigkeit der südlichen politischen und militärischen Front entscheiden zu wollen. Er sucht die gesamtdeutschen Erfahrungen der neuen deutschen Geschichte auf — die Kriegführung Prinz Eugens, die Napoleonischen Kriege und den Weltkrieg — und zieht aus den Tatsachen die zwingenden Schlüsse über die Methoden des Ausspielens der verschiedenen Fronten des Deutschturns: die Südfront (der italienische Kriegsschauplatz) wird für die mitteleuropäische Nordwestfront zur Entlastung oder Behinderung. Erfolge an ihr können der Nordwestfront die Entscheidung vorwegnehmen, und schließlich können von hier aus umfangreiche Flankenangriffe in den Raum jenseits der Alpen unternommen werden.

Wendt läßt auch manches aufschlußreiche Streiflicht auf die Rolle der Ostfront für die beiden anderen Fronten fallen. Ein Dokumentenanhang (mit unveröffentlichten Dokumenten Prinz Eugens) beschließt das für eine

Gesamtschau deutscher Notwendigkeiten fundamentale Werk.

Wehrwissenschaft

Die Grundlagen des Luftschutzes. Hsg. v. Prof. Dr. Julius Meyer. Vlg. S. Hirzel, Leipzig 1935. 328 S. RM. 4,80.

Eine umfassende Zusammenstellung der technischen und sanitären Aufgaben, Mittel und Methoden des Luftschutzes. Es werden behandelt: Konstruktion und Wirkung der verschiedenen Bombenarten, Wesen, Verwendung und Wirkung der chem. Kampfstoffe, Erkennung und Nachweis von Kampfstoffen durch den Schutz, Gasschutzgeräte, Schutz des Menschen, der Tiere und der Lebensmittel, Entgiftung, baulicher Luftschutz, Laienhilfe, ärztliche Hilfe und Luftschutzsanität.

Paul Schmitthenner: Europäische Geschichte und Söldnertum. Juncker & Dünhaupt Verlag, Berlin 1933. 32 S. RM. 1,50.

Vf. untersucht die wehrerischen Seiten des Söldnerwesens, die kulturelle Beeinflussung des öffentlichen Lebens durch den Söldner, die Spannung Söldner-Bürger, die militärische Rolle des Söldners usw. an Hand geschichtlicher Beispiele seit der Antike.

Gerhardt Scholtz: Kriegs- und Wehrwesen im Unterricht. Gedanken, Erfahrungen, Umrisse. B. G. Teubner, Leipzig 1936, 73 S. RM. 2,—.

Vf. gibt eine Übersicht über Begriff, Aufgaben, Methoden und Mittel der Wehrerziehung an den verschiedenen Schultypen, in den verschiedenen Fächern, in der politischen Schulung, unterstützt von zahlreichen praktischen Beispielen. Unterrichtsmäßig geht daraus hervor, daß sich die Wehrkunde in ähnlicher Lage wie die Geopolitik befindet: sie läßt sich nicht ohne weiteres in den Rahmen eines „Faches“ spannen, sondern bildet eine „Schau“ für die verschiedensten Fächer.

A. v. Schell: Kampf gegen Panzerwagen. G. Stalling, Oldenburg i. O. 1936, 142 S. RM. 3,20.

Das Buch schließt eine Lücke in der militärischen Literatur. Es behandelt den Schutz des Ungepanzten gegen den Panzer: beim

Marsch, bei der Entfaltung, bei der Verteidigung, beim inhaltenden Widerstand, beim Angriff, bei der Verfolgung, beim Rückzug. Vf. kommt zu dem Schluß, daß es kein absolutes Mittel gegen den Panzerwagen gibt. Deswegen darf aber nicht auf die Ausschöpfung aller Möglichkeiten der Abwehr verzichtet werden, wofür das Buch die theoretischen Regeln sucht.

Heinz Kipp: Moderne Probleme des Kriegechts in der Spätscholastik. Eine rechtsphilosophische Studie über die Voraussetzungen des Rechtes zum Kriege bei Vittoria und Suarez. Vlg. F. Schöningh, Paderborn 1935. 125 S. RM. 6,80.

Die beiden Völkerrechtslehrer der Spätscholastik vertreten weniger gewundene Sätze über das Kriegecht als der Völkerbund usw. Ihr sittlicher Standpunkt bestimmt, daß der Krieg als ultima ratio gestattet ist zur gerechten Verteidigung, als Angriffskrieg gegen Verletzungen des Territoriums, der völkerrechtlichen Freiheiten und der Ehre eines Staates, wenn das Übel für den eigenen Staat größere Schäden bringt als der Krieg. Eine folgerichtige Anwendung dieser Sätze durch die europäischen Staatsführungen von heute müßte den Frieden sicher stellen, da jeder Krieg zum Schrittmacher des Bolschewismus werden müßte. Der Nationalsozialismus ist in der Wiederherstellung der sittlichen Prinzipien des Völkerrechts vorangegangen, das rechtfertigt die Bezeichnung dieser Probleme als „modern“.

Luftfahrt

Walther Pahl: Die Luftwege der Erde. Politische Geographie des Weltluftverkehrs. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1936, 128 S. RM. 3,80.

Konrad Hamann: Deutschland im Weltluftverkehr. Triltsch & Huthner. Berlin 1936. 143 S.

Giulio Douhet: Luftherrschaft. Drei Masken-Vlg., Berlin 1935, 185 S.

Es ist erstaunlich, wie langsam das wissenschaftliche und politische Denken dem technischen Fortschritt nachfolgt. Noch merkwürdiger ist jedoch, daß gerade jene technische Erfindung, die am tiefsten das alte Weltbild des Menschen revolutioniert hat — das Flugwesen — scheinbar am allerwenigsten in seinen umwälzenden Wirkungen von der menschlichen Vorstellungswelt annektiert ist. So herrschen über die Bedeutung der dreidimensionalen Ausweitung des Lebensraumes, über die Art der Bodengebundenheit des Luftwesens, über die politischen Wirkungen und die militärischen Möglichkeiten, die geographischen und wirtschaftlichen Zusammen-

hänge und die völkerrechtlichen Formen allerorten noch Unklarheit, Zweifel, Meinungsverschiedenheiten und Mangel an Orientierung. Diesem Mangel durch eine Vertiefung der Kenntnisse über das Wesen der Luftfahrt auch außerhalb der Fachkreise abzuhelpen, haben verdienstvollerweise die Verfasser der beiden erstgenannten Werke übernommen. Pahl schält in einer kurzen Einführung die wesentlichsten Merkmale der Grundlagen und Funktionen und der geschichtlichen Entwicklung des Weltluftverkehrs heraus, um anschließend den Hauptteil seiner Untersuchung der organisatorischen, geographischen und wirtschaftlichen Struktur des Luftverkehrs in den einzelnen Erdräumen zu widmen. Ein ausführlicher Ausblick über den werdenden ozeanischen und künftigen arktischen Luftverkehr schließt die Arbeit ab. 25 sehr instruktive Karten unterstützen das Gesagte.

Eine erstaunliche Fülle von Material und Erkenntnissen drängt Hamann auf 143 Seiten zusammen. Aus dem Inhalt: Grundlagen und Entwicklungskräfte, Verkehrsmotive, regionaler und organisatorischer Aufbau, Verkehrsleistungen und Rentabilitätsverhältnisse des deutschen Weltluftverkehrs. Kurz gesagt: eine grundlegende Arbeit.

Die militärische Seite des Flugwesens hat bekanntlich der Italiener Douhet „zu Ende gedacht“ und mit seinen Thesen die erste folgerichtige Luftstrategie geschaffen. Sein Buch liegt nunmehr in deutscher Übersetzung vor. Er liefert im ersten Teil eine Theorie der künftigen Kriegführung unter dem Gesichtspunkt der Verwendung einer vollkommenen Luftwaffe, im zweiten zeigt er die praktische Anwendung am angenommenen Beispiel eines deutsch-französischen Krieges. Seine theoretischen Ausführungen gipfeln in folgenden Folgerungen: Die Luftherrschaft bedeutet absoluten Sieg. Die Luftflotte fügt nicht einen „gewissen“ Schaden zu, sondern führt ihre Zerstörungsarbeit mit mathematischer Sicherheit durch. Die Luftmacht muß in Massen eingesetzt werden. Ihr Prinzip ist der Überfall, ihr Ziel die Zerstörung der materiellen und moralischen Reserven des Gegners. Das Völkerrecht ist ihr gegenüber bedeutungslos. Dem Luftangriff können keine kompakten Hindernisse entgegengestellt werden, daher ist die beste Abwehr die Eroberung der Luftherrschaft. Flotte und Landmacht billigt er infolge der ungeheuren Fortschritte der Defensivmittel nur mehr Verteidigungscharakter zu. Gewiß liegen auch hier die Dinge mehr nach der Mitte zu, aber es soll nicht übersehen werden, daß Italien selbst und auch andere Länder diesem „Douhetismus“ huldigen, daß Befestigungen wie die

Maginotlinie tatsächlich als unüberwindlich gelten und der als durchaus primitiv zu bezeichnende Einsatz der Luftwaffe in den verschiedenen Wirren der letzten Zeit immerhin schon einige Überraschungen geboten hat.

Sonstiges

Fritz Berber: Locarno. Eine Dokumentensammlung. Verlag Juncker & Dünhaupt, Berlin 1936, 408 S. RM. 8,50.

Fritz Berger: Nachkriegspakte im Wortlaut. Palm & Enke, Erlangen 1936. 166 S. RM. 3,75.

Die beiden Bände sind Musterwerke diplomatischer Dokumentenveröffentlichungen. Besonders der Band Locarno, dem Botschafter Ribbentrop ein Vorwort vorausschickt, ist ein bis in die kleinste Einzelheit durchgeführter Beweis für die rechtlich einwandfreie Haltung der deutschen Reichsregierung, an dem auch das Ausland nicht achtlos vorbeigehen konnte. Von der Note des Marschalls Foch an die Bevollmächtigten der alliierten und assoziierten Mächte vom 10. Januar 1919 bis zum englischen Fragebogen vom 6. Mai 1936 sind alle einschlägigen Dokumente aufgenommen und — was besonders hervorgehoben werden muß, weil es den Wert der Sammlung zu dem einer politischen Tat steigert — auch alle Reden, offiziellen Verlautbarungen usw. zitiert. Dadurch wird ein ebenso erschöpfender wie erschütternder Einblick in die internationalen Versuche, das natürliche Recht der Völker in einem unerträglichen Formalismus zu ersticken, gewährt.

Die zweite Sammlung stellt die Dokumente zu 43 diplomatischen Aktionen der Nachkriegszeit zusammen, wobei besonders die weniger bekannten Materien des Balkans und

des vorderen Orients Beachtung gefunden haben, was den Band zu einem wertvollen Behelf der politischen Arbeit jeder Art macht.

Dr. Alois Fischer: Historisch-Statistisches Handbüchlein. Deutscher Verlag für Jugend u. Volk, Wien-Leipzig 1935. 68 S. RM. 1,60.

Eine Zeittafel der alten und neuen Geschichte. Ein graphischer Teil veranschaulicht mit Hilfe der Wiener stat. Methode verschiedene geschichtliche Entwicklungen, z. B. Gebietsgröße und Bevölkerungszahl des Deutschen Reiches in seinen wichtigsten Stadien, Größe der bedeutendsten Großstädte seit dem Altertum, Heeresstärken in Altertum und Neuzeit usw.

Albrecht Forstmann: Der Kampf um den internationalen Handel. Haude & Spemmersche Buchhdlg., Max Paschke, Berlin 1935. 416 S. RM. 14.

Forstmann gibt ein System der Methoden des internationalen Ringens um die Behauptung und Ausweitung der Handelspositionen. Zwischen diese sehr verdienstliche Darstellung sind aber Theorien eingeflochten, die man füglich in das doch schon endgültig begrabene Kapitel „Wirtschaftsliberalismus“ einreihen kann. Vf.s Kritik ist durchaus unberechtigt: ein Blick ins Ausland hätte ihm die Linien künftiger Entwicklung zeigen müssen. Das Buch ist ein Spätling nur-wirtschaftlichen Denkens.

Dr. Martin Rikli: Wie ich Abessinien sah. Scherl, Berlin 1935. 350 Bilder, 9 S. Text. RM. 1.

Der bekannte Reporter zeigt in seinen Bildern das Leben im abessinischen Kaiserreich von allen Seiten — gewiß ein interessantes historisches Dokument.

Diesem Heft sind 2 Werbeblätter beigelegt, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen: Essener Verlagsanstalt G.m.b.H., Essen, „Weltgeschichte der Gegenwart“; Kurt Vowinkel Verlag G.m.b.H., Heidelberg, betr. Einbanddecken, und Buchvertrieb G. m. b. H., Berlin für Meyers Lexikon.

GELEGENHEITEN-LISTE

aus dem Schrifttum für den GEOPOLITIKER

Bei diesen Gelegenheitskäufen handelt es sich um wenige einzelne Exemplare, Verlags-Remittenden, die zum Teil leicht angestaubt sind oder kleine Schönheitsfehler haben. Nicht zu verwechseln mit gebrauchten Büchern.

Ansichtssendung: auf 14 Tage. **Zwischenverkauf:** vorbehalten.

gbd.: bezeichnet in Leinen gebundene Exemplare (bei kleineren Bänden mit Leinenrücken).

Carthill, Die Erbschaft des Liberalismus
statt gbd. Rm. 4.80 nur Rm. **3.10**
Scharfe und geistvolle Kritik am liberalen Wesen
von einem alten Tory.

Carthill, Verlorene Herrschaft
statt gbd. Rm. 6.40 nur Rm. **4.20**
Weil ein liberales Volk nicht herrschen kann,
deshalb verliert England Indien.

Demangeon, Das britische Weltreich
statt gbd. Rm. 6.— nur Rm. **3.90**
Kolonial-geographische Studie einer Staats-Ent-
wicklung aus dem Geist germanischen Seefahrer-
tums.

Fairgrieve, Geographie und Weltmacht
statt gbd. Rm. 6.— nur Rm. **3.90**
Eine elementare Einführung in die Geopolitik.

Gattineau, Verstädterung und Arbeiterherr-
schaft in Australien
statt kart. Rm. 6.80 nur Rm. **4.45**
statt gbd. Rm. 7.60 nur Rm. **5.40**

Über den mißlungenen Versuch, eine Stadtbevöl-
kerung, nämlich die Australien-Auswanderer der
letzten 50 Jahre, auf das Land zu verpflanzen, so-
wie über Verstädterung und ihre sozialen Folgen
im raumleeren Erdteil.

Gellert, Die politisch-geographische Entwick-
lung und Struktur Bulgariens
statt kart. Rm. 2.60 nur Rm. **1.70**

Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs
statt gbd. Rm. 6.40 nur Rm. **4.15**
Über Maßnahmen und ihre Erfolge, mit denen
Frankreich gegen den Geburtenrückgang an-
kämpft.

Bausteine zur Geopolitik. Von K. Haushofer,
E. Obst, H. Lautensach und O. Maul
statt kart. Rm. 4.— nur Rm. **3.—**
Das Grundbuch der deutschen Geopolitik.

Haushofer, Karl, Grenzen / In ihrer geographi-
schen und politischen Bedeutung
statt gbd. Rm. 8.— nur Rm. **5.20**

Der Begründer der Geopolitik umreißt die Er-
scheinungsformen der Grenze: Zwischen einzel-
nen Menschen, einzelnen Grundstücken bis zu
den Grenzen zwischen den Staaten mit vielen
Beispielen. Eines der anregendsten und wichtig-
sten Bücher der Geopolitik.

Haushofer, Albrecht, Paß-Staaten in den Alpen
statt gbd. Rm. 6.— nur Rm. **3.90**

Kjellén, Der Staat als Lebensform
statt gbd. Rm. 4.— nur Rm. **3.—**

Magdeburg in der Politik der deutschen Kaiser.
Beiträge zur Geopolitik und Geschichte des ost-
fälischen Raumes. Sehr preiswertes Werk: 226 S.
64 S. Kunstdruckabb. u. geopolitische Relief-
karten großen Formats, 5farb. Stadtreisekarte
statt Leinen Rm. 5.— nur Rm. **3.50**

März, J., Die Adriafrage
statt brosch. Rm. 6.— nur Rm. **3.90**

Nearing-Freemann, Dollar-Diplomatie
statt gbd. Rm. 9.— nur Rm. **5.85**
Scharf-kritische Studie über Wesen und Vor-
gehen des amerikanischen Imperialismus.

Oehquist, Finnland
statt gbd. Rm. 6.80 nur Rm. **4.40**
Eine stark geopolitisch gefärbte Landeskunde.

Pintschovius, K., Das Problem des sozialen
Raumes
statt kart. Rm. 7.50 nur Rm. **4.90**
statt Leinen Rm. 9.— nur Rm. **5.85**
Unterliegt der Mensch noch der Natur? Oder
hat er sich durch die Technik als sozialer Körper
von der Geopolitik, den Bindungen an Blut und
Boden freigemacht und einen eigenen „sozialen
Raum“ geschaffen?

Quante, Flucht aus der Landwirtschaft
statt kart. Rm. 5.60 nur Rm. **3.65**
statt Leinen Rm. 6.80 nur Rm. **4.40**

Rüdenberg, Zur Entwicklung von Chinas Wirt-
schaft und Politik
statt brosch. Rm. 1.50 nur Rm. **1.—**

Seyfullah, Italien im östlichen Mittelmeer
statt kart. Rm. 3.20 nur Rm. **2.10**

Schriften zur Geopolitik
Aus der Zeitschrift für Geopolitik hervorgewach-
sene kleine Schriften für Schulungszwecke.
Heft 2: A. Haushofer, Zur Problematik des
Raumbegriffs
statt kart. Rm. — 60 nur Rm. **— 40**

Heft 3: K. Haushofer, Rückblick und Vorschau
auf das geopolitische Kartenwesen
statt kart. Rm. — 60 nur Rm. **— 40**

Heft 4: O. von Niedermayer, Wehrgeographi-
sche Betrachtung der Sowjetunion
statt kart. Rm. — 60 nur Rm. **— 40**

Heft 5: H. Jahrreiß, Europa — Germanische
Gründung aus dem Ostseeraum
statt kart. Rm. — 90 nur Rm. **— 60**

Heft 6: W. Volz, Industrie in den Osten
statt kart. Rm. — 90 nur Rm. **— 60**

Heft 8: R. Wagner, Die geopolitische Bedeutung
der Stadt Goslar im ersten Reich
statt kart. Rm. — 60 nur Rm. **— 40**

Heft 9: K. Trampler, Um Volksboden u. Grenze
statt kart. Rm. 2.40 nur Rm. **1.50**

In knapper Form, für Schulungszwecke aus-
gezeichnet, eine Geopolitik des deutschen Grenz-
kampfes, mit völlig neuartigen, sehr eindring-
lichen Karten.

Heft 10: U. Crämer, Der lotharingische Raum
statt kart. Rm. 1.— nur Rm. **— 60**

Heft 12: Rauecker, Die geopolitische Bedingt-
heit der Sozialpolitik
statt kart. Rm. — 60 nur Rm. **— 40**

Teubert, Welt im Querschnitt des Verkehrs
statt Leinen Rm. 32.— nur Rm. **3.50**

Tiessen, Versailles und Fortsetzung
statt gbd. Rm. 1.20 nur Rm. **— 60**
Geopolitische Würdigung und Deutung des
Schandvertrages.

Buchvertrieb-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Schmargendorf (Postfach)

*E*instweilen sind wir Zuschauer im indopazifischen Kraftfeld; mit Argentinien zusammen unter den großen Mächten der Erde allein, nachdem sich auch Italien in das indopazifische Getümmel begeben hat, in dem alle andern sich bewegen müssen: als Wollende die Geschicke meisternd, von ihnen geführt; als Unwillige von ihnen gezerrt.

Zu welchem Ende? Das versucht für den Raum des größten Ozeans dieses Buch in seiner dritten Erscheinungsform zu ergründen.

K. Haushofer

in der Einführung zur 3. Auflage der

GEOPOLITIK
DES PAZIFISCHEN OZEANS

Voranzeige!

Seit langer Zeit fehlt eines der Hauptwerke des Herausgebers der „Geopolitik“, Professor Dr. K. Haushofer: „Geopolitik des pazifischen Ozeans“. Die gewaltigen Veränderungen im Pazifik machten eine Neufassung notwendig, zu der Professor Dr. Haushofer bei seiner starken wissenschaftlichen und politischen Beanspruchung lange Zeit nicht kommen konnte.

Sie ist nun im Laufe der letzten Monate herangewachsen: der Verlag steht jetzt in der Drucklegung der 3., völlig neubearbeiteten Auflage. Sie erscheint wiederum erweitert, im großen Format (18 x 25 cm) mit teilweise neuer Kartenausstattung. Damit erhält das wissenschaftlich und politisch bedeutendste deutsche Werk über den geopolitisch aktivsten Zentralraum der Erde, erhält zugleich ein Standwerk der Geopolitik eine Form, die ihm angemessen ist.

Natürlich kann ein solches Buch nicht gerade billig sein. Um den Erwerb zu erleichtern, wird daher eine Subskription aufgelegt: der Preis beträgt für Bestellungen vor Erscheinen nur RM 12.50 statt RM 15.— und gilt voraussichtlich bis Ende Februar.

GEOPOLITIK DES PAZIFISCHEN OZEANS

Von Generalmajor Prof. Dr. Karl HAUSHOFER

Hier ist der grandiose Gedanke, Politik von Phantasmagorien und Utopien unabhängig zu machen durch Erforschung der natürlichen Gegebenheiten, in die Wirklichkeit umgesetzt. In dem vorliegenden Werk wird eine pazifische Geopolitik, Studien über die Wechselbeziehungen zwischen Geographie und Geschichte im pazifischen Ozean geboten. Das Werk zeichnet sich durch klare, einprägsame, prägnante Formulierungen aus, es bedarf keines besonderen Lobes, es verdient, von jedem, der sich für Politik interessiert, gelesen zu werden, es ist ein Standard-Werk der Geopolitik. H. L.

„Neue Deutsche Bergbauzeitung“

This very important book may be the turning-point both in the interpretation and in the study of po-

litical geography, which Prof. Haushofer and his school call "Geopolitik".

"The Canad. Historical Review"

„Haushofers Buch wird noch nach zehn Jahren das inhaltreichste, tiefgründigste, weitsichtigste und wissenschaftlich wertvollste Werk über die „Geopolitik des Pazifischen Ozeans“ sein, mögen sich auch bis dahin die machtpolitischen und kulturellen Verhältnisse in einem Maß und nach Richtungen hin verändert haben, die heute nur geahnt und aus der Geostruktur dieses riesigen Lebensraumes heraus vorgefüht werden können. Es ist ein Werk großen Stils. Aus seiner erstaunlich umfassenden Literaturkenntnis, seiner feinen und scharfen geographischen Beobachtungsgabe, seinem enormen geschichtlichen, soziolo-

gischen, volkspolitischen wirtschaftlichen Wissen, seinem durchdringenden Blick für die großen wie für die kleinen geopolitischen Zusammenhänge dringt ihm beim Schreiben eine so große Fülle von Gedanken zu, daß seine Sätze geradezu von Ideen und sachlichen Angaben strotzen. Dazwischen blitzen geniale Einfälle in Menge auf, windet sich ein Band logischer Gedankenreihen hindurch, werden zahlreiche Anregungen und Forderungen noch zu behandelnder Probleme und noch zu schreibender geopolitischer Bücher, oft nur andeutungsweise eingestreut, oder ergänzende und vergleichende Exkurse in wissenschaftliche Nachbargebiete gemacht, was insgesamt die Darstellung in hohem Maß bereichert und vertieft.“

„Tägliche Rundschau“

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH., HEIDELBERG

Ich subscribiere zum Vorzugspreis von RM 12.50 für den gebundenen Band
Expl. Haushofer: Geopolitik des pazifischen Ozeans
(Nur gültig bis zum Tag des Erscheinens)

Kenner lesen die

Deutsche Zukunft

Wochenzeitung für
Politik · Wirtschaft · Kultur

Das Blatt
des anspruchsvollen und
vielbeschäftigten Lesers

Preis jeder Nummer 20 Pfg.,
monatlich 85 Pfg., vierteljährlich 2.50 M.,
zuzüglich 6 Pfg. Bestellgeld im Monat

Probenummern vom Verlag
Berlin W 35, Lützowstraße 91 a

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTT GART—BERLIN

Nur 6000 Seelen katalanischer Sprache bilden in den Pyrenäen die kleine Bergrepublik, deren Tradition auf der Geschichte von 12 Jahrhunderten aufgebaut ist, deren Existenz durch eine europäische Großmacht und einen katholischen Bischof gesichert wird, deren staatliche Wehrmacht sechs Mann in brauner Uniform umfaßt, einen Staat, der zwei Postverwaltungen mit der segensreichen Einrichtung der portofreien Inlandsbriefe kennt, der 1934 die Herrschaft eines falschen Königs neun Tage lang erlebte: das ist Andorra, dessen Geschichte und dessen Staatsrecht seit der Gründung um 800 durch die Karolinger, dessen Land und Leute, unterstützt durch zahlreiche Aufnahmen und Faksimiles, in dem in Kürze erscheinenden Buch über **ANDORRA** von **Werner Piesold** dem Leser in Deutschland erstmalig nahegebracht wird.

KURT VOWINCKEL VERLAG G.M.B.H.

Länder und Völker

Monatsschrift der Gesellschaft für Länderkunde mit ständiger Beilage:
Bericht über auslandskundliches Schrifttum

66. Jahrgang NF · 12. Heft · Dezember 1936

Erstabdruck der Geschichte des Lebens San Martíns, des großen argentinischen Freiheitshelden, von Florian Kienzl für „Länder und Völker“ geschrieben, beginnt in diesem Heft · Außerdem: Kutschera, Die beiden Amerika · Lufft, Das USA.-Heer als neue politische Großmacht · Lehmann, Deutsche Luftfahrt in Südamerika · Pahl, Die Philippinen · 25 Hefte Ibero-Amerikanische Bibliographie · Die Brücke zum Ausland · Querschnitte · Zeitschriftenlese · Büchertafel

Dazu die diesmalige bibliographische Beilage:

DER AUSSER-EUROPÄISCHE KULTURKREIS IV.

Einzelheft RM —.50 · Im Jahresbezug RM 5.40

Bestellungen nimmt jedes Postamt, die Buchhandlungen und der Verlag entgegen.

Probehefte versendet auf Verlangen der Verlag.

Gesellschaft für Länderkunde, Berlin NW 40, Lüneburger Str. 21

Kurt Vowinkel Verlag GmbH., Heidelberg—Berlin — Druck: Spamer A.-G., Druckerei, Leipzig O 5 — Verantwortlich für den Inhalt: Professor Dr. Karl Haushofer, Generalmajor a. D., München O 27, Kolberger Str. 18 — Verantwortlich für die Anzeigen: Hans Boehm, Heidelberg — Durchschnittsauflage 4. Vierteljahr 4670 — Zur Zeit P. L. 4 gültig

Magdeburg in der Politik der deutschen Kaiser

Beiträge zur Geopolitik und
Geschichte des ostfälischen Raumes

Inhalt

U. Crämer: Magdeburg und der
ostfälische Raum in der deutschen
Kaiserzeit / R. Holzmann: Otto der
Große und Magdeburg / F. Mark-
mann: Zur Geschichte des Magde-
burger Rechtes / W. Greifchel: Die
Baukunst der Ottonen / S. Gröger:
Grundlagen der Handels- und Ver-
kehrsentwicklung Magdeburgs in
der deutschen Kaiserzeit / Stichwort-
verzeichnis / Verzeichnis der Abbil-
dungen und Karten

Als Beilage:

Fünffarbige Karte des Magdeburger
Stadtrechts

226 Seiten Text und 64 Seiten geopolitische
Reliefkarten und Abbildungen auf Kunst-
druck, mit großer fünffarbiger Karte
Preis nur 5.— RM in Ganzleinen

Kurt Vowinkel Verlag
GmbH.
Heidelberg—Berlin

Schicksalsfragen
der deutschen Volksgemeinschaft in Europa
werden in dem soeben erschienenen
Doppelsonderheft von

Nation und Staat

Deutsche Zeitschrift
für das europäische Minoritätenproblem

von führenden Männern aus den deutschen
Volksgruppen behandelt. Das Heft zeigt die
Vielfalt des Kampfes um die Lebensrechte des
deutschen Volkes und zieht einen Querschnitt
durch Probleme, die für die Entwicklung unseres
Erdeils und die Neugestaltung der Völkerbe-
ziehungen von grundlegender Bedeutung sind.

Das Geleitwort schrieb Konrad Henlein

Aus dem Inhalt:

- „Volk und Völkerverleben in Europa.“ Von Dr. h. c.
Johannes Schmidt-Wodder.
- „Volkstumsrecht in der völkerrechtlichen Entwicklung.“
Von Ernst Kun dt, Obmann des parlamentarischen
Klubs der Sudetendeutschen Partei.
- „Der Heimatbegriff der Volksgruppen.“ Von S. v.
Uexküll, stellvertr. Generalsekretär des Euro-
päischen Nationalitätenkongresses.
- „Volkstum und Volkszugehörigkeit.“ Von W. v.
Wrangell, Präsident der Estländischen Deutschen
Kulturverwaltung.
- „Die Verluste der deutschen Volksgruppen in der
Nachkriegszeit.“ Von Dr. H. Kohnert, Vor-
sitzender der Deutschen Vereinigung in Polen.
- „Volkstum und Boden.“ Von Emil Sabritius, Ob-
mann des Deutschen Volkstrates in Rumänien.
- „Auslanddeutsches Wirken in der deutschen Kultur-
geschichte.“ Von Dr. R. Csati, Leiter des Deut-
schen Auslands-Institutes.

Serner enthält das Heft die bekannten Lageberichte
und einen Bericht über die Karlsbader Tagung des
Verbandes der deutschen Volksgruppen in Europa.

120 Seiten Umfang

Preis RM 3.20

WILHELM BRAUMÜLLER VERLAG
WIEN—LEIPZIG

Deutschland braucht Kolonien!

Paul Ritter

Mitarbeiter im Kolonialpolitischen Amt der NSDAP.
begründet Deutschlands Recht auf Kolonien in seinem Werk:

Der Kampf um den Erdräum

Kolonien vom Altertum bis zur Gegenwart

2. Auflage

Mit 48 Bildern und Tafeln, zahlreichen Karten im Text und einer farbigen
Übersichtskarte. Gebestet RM. 6.—, in Ganzleinen RM. 7.50

Der „Völkische Beobachter“ schreibt: Der Verfasser hat über zwanzig Jahre als Farmer in Südwestafrika die kolonialen Probleme in der Praxis kennengelernt. Seine früheren vielseitigen schriftstellerischen Arbeiten bürgen für gründliche Sachkenntnis. Das vorliegende Werk enthält eine äußerst klare und umfassende, mit wertvollem Bild- und Kartenmaterial verarbeitete Geschichte und Würdigung der gesamten kolonialen Entwicklung aller Völker und Zeiten.

Deutschland wird die Wegnahme seiner Kolonien, die unter fadenscheinigen Begründungen erfolgte, niemals anerkennen und auf Wahrung seiner natürlichen Lebensrechte bestehen. Zum Durchbruch solcher, für ganz Europa lebenswichtigen Einsicht wird Paul Ritters ausgezeichnetes Werk beitragen, das einen wichtigen und wertvollen Bestandteil unserer Kolonialliteratur darstellt.

In jeder Buchhandlung erhältlich

Philipp Reclam jun., Verlag, Leipzig